

Sozialpädagogische Paradigmen im Licht einer generationsübergreifenden Netzwerkperspektive

Die Netzwerkperspektive wird nicht nur im Rahmen der Netzwerk- und Unterstützungsforschung im engeren Sinne ausgearbeitet, sondern sie hat vielfältige theoriebezogene Bezüge zu benachbarten disziplinären und professionellen Konzepten. Zu nennen sind als ihre disziplinären Bezüge die Sozialpädagogik/Sozialarbeit, Sozialpsychologie, Arbeits- und Betriebspsychologie, Stress- und Belastungsforschung, Rehabilitationswissenschaften (vgl. Koch 1999), Soziale Gerontologie, Pflege- und Gesundheitswissenschaften, Gemeindepsychologie, daneben Familienforschung, Ätiologieforschung, Psychotherapieforschung, systemische Therapieansätze u.a.

Innerhalb dieser disziplinären Bezüge sollen im folgenden einige durchaus prominente Konzepte herausgegriffen werden. Sie verdeutlichen den hohen Stellenwert der Thematik sozialer Unterstützung in sozialen Netzwerken, sie verdeutlichen die unterschiedlichen begrifflichen und theoretischen Strategien, die hinsichtlich der analytischen Durchdringung dieses Problemfeldes gewählt werden – wobei teilweise implizit oder explizit Begriffskonzepte und Theoriestücke der Unterstützungs- und Netzwerkforschung ziemlich eindeutig übernommen werden. Und da wo letzteres nicht geschieht, machen die Konzepte bisweilen deutlich, wie sehr ihnen ein theoretisches Konzept mittlerer Reichweite guttäte, wie es die Netzwerk- und Unterstützungsperspektive darstellt. Dabei soll mit Bezug auf theoretische Merkmale als auch auf inhaltliche Dimensionen auf einige Gemeinsamkeiten aufmerksam gemacht werden, die bei aller je unterschiedlichen Gewichtung und theoretischen Ausarbeitung, bei allen unterschiedlichen empirischen Bezugnahmen wie konzeptionellen Anknüpfungen sowohl die nachstehenden als auch viele hier nicht wiedergegebene Debatten aktueller Sozialer Arbeit, Gerontologie und Pflege zu verbinden scheinen.

1. Konzepte der Lebenswelt- und Alltagsorientierung

Informelle, netzwerkbezogene Unterstützungsbezüge basieren auf der Verflechtung von Hilfesuche und Hilfe in andere alltägliche Beziehungen und Interaktionen. Sie basieren auf zwischenmenschlicher und gegenseitiger Hilfe als Teil einer vielfältigen Beziehung unter Einschluss auch anderer Kontaktqualitäten zwischen den mehr oder weniger eng verbundenen Parteien über längere oder kürzere Zeiträume (vgl. Kaplan/Cowen 1981). Vor diesem Hintergrund lässt sich der Bezug auf die soziale Um- und Mitwelt und deren Verständnis als Quelle sozialer Unterstützung mit der Theorie der Lebenswelt fundieren, die jenen Wirklichkeitsausschnitt bezeichnet, zu dem das Subjekt Zugang hat und in dem es sich zu Hause fühlt. Lebenswelt als die die Subjekte umgebende Wirklichkeit unter Einschluss anderer Personen, mit denen sie durch eine Wir-Beziehung verbunden sind, die sich durch gemeinsame Orientierungen, Werte und Normen herstellt, ist intersubjektiv und fraglos gegeben. Die Lebenswelt hat ihren Ausgangspunkt im Alltag als einem wiederkehrenden eingeschliffenen Ablauf. Die Möglichkeit, in sozialer Alltagslichkeit routinemäßig handeln zu können, entsteht unter Inanspruchnahme materieller und sozialer Unterstützung und im Wissen um die Verlässlichkeit der Lebensbedingungen. Das dabei entstehende Vertrauen auf

vorhandene Kräfte in und außerhalb der Person ist für das psychische und physische Wohlbefinden gleichermaßen bedeutsam. Wenn Anforderungen oder Belastungen auftauchen, die das Subjekt nicht im Kontext seines Sinnhorizonts deuten und - auch im Kontext seiner lebensweltlich gegebenen sozialen Ressourcen - lösen kann, kann das Vertrauen erschüttert werden.

Die Theorie der Lebenswelt, die z.B. in der Konzeptentwicklung und Theoriebildung Sozialer Arbeit schon länger einen prominenten Stellenwert einnimmt (vgl. Thiersch 1992, 1995), wird in zunehmendem Maße auch von der Sozialen Altenarbeit und Sozialen Gerontologie¹ und der Pflegewissenschaft² angeeignet bzw. in Pflegekontexten diskutiert.³ Daneben wird z.B. im Kontext der Gesundheitswissenschaft auf lebenslaufbezogene Konzepte rekurriert (vgl. z.B. Hurrelmann 1991).

An einem Beispiel im Feld der Pflege soll dies ganz knapp verdeutlicht werden. Dabei geht es ganz wesentlich auch um die Verzahnung von professionellen Dienstleistungskonzepten mit lebensweltlich-netzwerkbezogenen Ressourcen. Die in vielen Diskursen verbreiteten zeitdiagnostisch-negativen Einschätzungen der Verlässlichkeit sozialer Netzwerkressourcen kommen hier zusammen mit der Überzeugung, dass eingeleiteter und verlässlicherer Alltag möglicherweise Interventionen braucht, die als Stützung lebensweltlicher Ressourcen - und darin ganz zentral Netzwerkressourcen - zielen. Die weithin entfachte Diskussion über Lebenswelt sei „Indiz einer Krise, die nicht nur in einem gestiegenen Maß Gesundheit gefährdet, sondern auch bedeuten kann, dass im Fall von Krankheit keine alltagsstabilisierenden Ressourcen zur Verfügung stehen. Eine lebensweltorientierte Pflege kann sich also nicht darauf verlassen, auf vorhandene Ressourcen zu treffen, die es nur in Anspruch zu nehmen gilt; es kann im Interesse der Wiederherstellung eines verlässlichen Lebensraums auch nötig sein, in Kooperation mit anderen Sozial- und Gesundheitsdiensten verschüttete Ressourcen ausfindig zu machen und/oder neu aufzubauen“ (Schachtner 1996: 200). Und die Verbindung von Lebenswelt- und Netzwerkorientierung fördere als theoretische Perspektive die Möglichkeit, das Subjekt in seiner sozialen Existenzweise zu erfassen. Das Insistieren auf die Eigensinnigkeit lebensweltlicher Strukturen wirke den „disziplinierenden, stigmatisierenden und normalisierenden Erwartungen entgegen, die die gesellschaftliche Funktion der Sozial- und Gesundheitsberufe seit jeher zu prägen suchen“ (Schachtner 1996: 201).⁴

Ähnlich argumentiert Kardorff in einer Einordnung der Sozialen Arbeit im Gesundheitsbereich, reklamiert die darin liegende Potenz allerdings berufspolitisch für die Soziale Arbeit: Der Verweis auf die zentrale Rolle der Krankheitsbewältigung als Herausforderung, das „Leben mit der Krankheit/Behinderung/Pflegebedürftigkeit leben zu lernen“, mache deutlich, „dass es sich hier um eine

¹ Vgl. z.B. Kleiner (2001: 39ff.); Schmidt (1997); Schmidt/Klieber (1998); Zeman/Schmidt (2001: 262f.).

² Vgl. z.B. Braun/Schmidt (1997); Brandenburg (1998); Schmidt (2001: 97) mit dem Begriff „lebensraumorientierte Pflege“; Jansen (1997) mit dem Begriff „lebensweltorientierte Pflegetheorie“.

³ Vgl. z.B. Görres/Friesacher (1998); mit Bezug auf den stationären Bereich Heinemann-Knoch/Schönberger (1999); mit Bezug auf ambulante Pflege Zeman (1999).

⁴ Zur in der Gerontologie - insbesondere Gerontopsychologie - durchaus mit Tradition betriebenen Aneignung des Konzepts Alltag mit seinen Komponenten Alltagskompetenz usw. vgl. z.B. Brandenburg/Sowinsky (1996); Baltes/Wilms (1995); Baltes u.a. (1996); Wahlgel (1988; 1990a,b; 1991; 1998). Zur Alltagskategorie in der Sozialen Gerontologie vgl. Kondratowitz/Schmitz-Scherzer (1999); in Sozialer (Alten-)Arbeit und Altenbildung vgl. Kade (1994); Thiersch (1986, 1992).

komplexe und eigenständige sozial *pädagogische* und sozial *arbeiterische* Aufgabe handelt. Sozialarbeit kommt hier eine zentrale Funktion zu, weil sie , vermittelt über ein an Biographie, Lebenslage und Lebensweisen orientiertes 'Life-Model' (Germ ain/Gitterman 1983) und über die Methode des case-management (Wendt 1997) ein Angebot machen kann, das Hilfen vernetzt, Kontinuität und Ansprechbarkeit sichert und die Anschlussfähigkeit an Lebenswelt und Alltag mit Hilfe andragogischer Formen der Gesundheitsbildung zu vermitteln In in der Lage ist - kurz: eine genuin sozialpädagogische Aufgabe erfüllt“ (Kardorff 1999: 346f.). ⁵ Der lebensweltlich orientierte Ansatz ist für Kardorff basal zur Bestimmung eines integrierten organisations- und handlungsorientierten Rahmenkonzepts für Soziale Arbeit im Gesundheitswesen, wobei zentrale Fluchtpunkte in Autonomie und Selbstbestimmung gesehen werden.

Er macht am Bereich Rehabilitation klar, was dies für ihn heißt: „an der alltäglichen Bewältigung des Lebens mit chronischer Krankheit oder Behinderung und an alters- und situationsgerechten Formen der Lebensführung anzuknüpfen, (...) vorhandene Kompetenzen des Patienten zu nutzen, Ressourcen zu erschließen, Hilfen an individuelle und familiäre Lebenswelten anschlussfähig zu machen und die Kontinuität des Rehabilitationsprozesses unter Bedingungen möglichst großer Wahlfreiheit und subjektiver Lebensqualität und angemessener materieller Bedingungen für ein Leben mit der Krankheit/Behinderung zu sichern“ (Kardorff 1999: 347). Lebensweltorientierung fokussiert bei ihm fundamental auf die sozialen Netzwerke: Es „stehender Rehabilitand und seine Angehörigen mit ihrem Förder- und Assistenzbedarf in ihrer jeweiligen biographischen Situation und Lebenslage im Vordergrund. Rehabilitation wird damit auch als wirkungsvolle Dienstleistung zur Sicherung einer möglichst weitgehend selbständigen und selbstbestimmten Lebensführung verstanden“ (Kardorff 1999: 347).

Praktisch gewendet gehtes bei der Lebensweltorientierung aus um mehr als um die Vereinbarkeit von Angeboten mit dem organisatorischen Ablauf des Alltagslebens und den Vorstoß in scheinbar ungenutzte Zeitressourcen. Zeman drückt dies im Kontext sozialer Gerontologie so aus: „Wichtiger ist, dass die angestrebten Aktivitäten im Einklang stehen mit den Interpretationen der Menschen, was für sie sinnvoll und handlungsrelevant ist und was in sich die Normalität ihrer Lebenssituation ausdrückt. Daran versucht Soziale Altenarbeit anzuknüpfen - auch dann, wenn sie in weiteren Schritten lebensweltlich eingeschliffene Gewohnheiten vielleicht bewusst irritiert, um neue Entwicklungsperspektiven zu stimulieren“ (Zeman 1998: 315; vgl. Otto/Schweppe 1996).

Auch im Kontext der Konzipierung sozialer Beratung existieren Ansätze, die systematisch auf einer Verbindung zwischen Lebenswelt- und Netzwerkperspektive aufbauen: „Beratung als kontext- und ressourcenorientiertes Handeln (...) dient hier vorrangig dem Erkennen, aber auch der Aktivierung und Unterstützung vorhandener Ressourcen, so dass sie auf weitestgehend selbständige und durch soziale Netzwerke mitgetragene Hilfe im alltäglichen sozial-räumlichen Kontext hin orientiert ist“ (Engel/Nestmann 1995: 182; vgl. Sickendiek/Engel/Nestmann 1999). Im Kontext des 8. Jugendberichts wird Beratung gesehen als durchgängige theoretische und praktische Orientierung, entlang der Strukturmaximen Prävention, Dezentralisierung, Alltagsorientierung

⁵ Überzeugende disziplinäre und berufsgruppenspezifische Verordnungen des case-management im Kontext der Arbeit mit Älteren hat beispielsweise Wissert (vgl. z.B. ??) erarbeitet.

von Settings und Methoden, Normalisierung, Partizipation und Lebensweltbezug. Beratende Hilfen stehen im Zentrum der Anstrengungen, um Heranwachsende und ihre familialen und außerfamilialen Netzwerke in der Erschließung materieller, sozialer und psychologisch-biografischer Ressourcen zu unterstützen.

Sämtliche lebensweltbezogenen Konzepte – egal welcher disziplinären Provenienz – weisen zentral einen Bezug auf soziale Räume auf. Auch dies ist verbindendes Element zu Netzwerkkonzepten. Wie bedeutsam die sozialräumliche Komponente für die Netzwerkperspektive ist, lässt sich ebenso mit Blick auf ihre historischen Wurzeln (z. B. in den Studien der frühen Chicagoer Schule) als auch durch die systematischen Bezugspunkte und schließlich nicht zuletzt im Kontext der bearbeiteten Themen und erhobenen empirischen Daten untermauern.⁶ Dass in der ökologischen Gerontologie das Alltagskonzept schon länger eine gewichtige Rolle spielt (vgl. Saup 1993), darauf sei hier nur verwiesen.

Die Verbindung der Kategorie sozialer Milieus sowie des Konzepts der Lebensbewältigung und Lebensführung spielt bei Lothar Böhnisch eine zentrale Rolle, erweitert um entsprechende sozialarbeiterische und sozialpolitische Interventionen („Politik der Lebensführung“). Mit dem Milieukonzept will Böhnisch u. a. die von ihm als eine von vier basalen psychosozialen Dimensionen der Spannung von Lebensbewältigung und Sozialintegration gekennzeichnete Problemerkennung erschließen: die „Erfahrung des fehlenden sozialen Rückhalts angesichts einer personal nicht mehr überschaubaren biografischen Risikosituation und die entsprechende Suche nach Halt und Unterstützung“ (Böhnisch 1997: 37).

Es ist kein Zufall, dass dabei das Netzwerkkonzept samt seiner Umfeldkonzepte mithineinspielen. Böhnisch selbst hat versucht, die Beziehung zwischen Milieu- und Netzwerkorientierung unter Wahrung ihrer je kategorialen Eigenheit aufeinander zu beziehen und produktiv miteinander zu verknüpfen. Das Netzwerkkonzept sieht er wie das Milieukonzept auch „im Alltagsleben und nicht in der Welt der formatierten Rollen und Positionen angesiedelt, wenn gleiches (...) über die lebensweltliche Beschränkung des Milieukonzepts deutlich hinausgeht“ (Böhnisch 1995: 229). Die Netzwerkperspektive ist für ihn aus der Sicht milieuorientierter Pädagogik dann „unentbehrlich, wenn sie etwas ‚aus dem Milieu heraus und über die Milieugrenzen hinweg‘ aktivieren und sozialstrukturell umsetzen will“ (Böhnisch 1995: 229). Die Netzwerkperspektive stellt für ihn eine Möglichkeit dar, zu einer handlungsorientierten Konstruktion des Milieuparadigmas zuzugreifen.

Aufgrund theoriegeschichtlicher und diskursanalytischer Überlegungen kommt Böhnisch allerdings zu deutlich unterschiedenen paradigmatischen Gehalten beider Konzepte. Während das Milieukonzept in seiner Tradition die „lebensweltlich-emotionale Ebene der individuellen Erfahrung von Welt und Gesellschaft in der *Gemeinschaft* und ‚Gleichsinnigkeit‘ der Milieuzugehörigkeit“ (Böhnisch 1995: 230f.; Hervorh. im Orig.) akzentuiert, stünde beim Netzwerk- und Social Support-Konzept die interaktiv-kognitive Ebene der Gegenseitigkeit und Gleichgerichtetheit *der Inte-*

⁶ Dabei lässt sich bereits auf die frühe Stadtsoziologie verweisen, die etwa Urbanisierung als lebensweltlich hochbedeutsame Erodierung primärer Beziehungen – Freunde, Familie, Nachbarschaft – zugunsten vergrößerter Bedeutung sekundärer Bezüge – Organisationen, Bürokrationen, soziale Rollen – analysierte (vgl. z. B. Wirth 1938).

ressen im Vordergrund, wodurch sich eine unterschiedliche soziale integrative Qualität ergebe: „bei ‚Milieu‘ deutlich mehr im lebensweltlichen Nahbereich, ‚Netzwerk‘ hingegen eher im Zwischenbereich (‚Mesobereich‘) von lebensweltlichen und systemisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen“ (Böhnisch 1995: 231). Am Beispiel von Selbsthilfeinitiativen und Netzwerkorganisationen im psychosozialen und gesundheitlichen Sektor expliziert er dieses Theorie-Ebenen-Modell so: „Milieuverdichtete Erfahrungen von Leiden und Betroffenheit (Mikroebene) verbinden sich mit erkannter Gleichgerichtetheit der Interessen (Mesoebene) und führen so zur öffentlichen Artikulation und Organisation eines sozialen Problems (Makroebene)“ (Böhnisch 1995: 231). Er konzediert damit zwar einen großen Durchdringungs- und Überschneidungsbe- reich der Milieu- und der Netzwerkperspektive, beharrt aber letztlich darauf, dass das Netzwerkkonzept nur ein Segment des Milieubegriffsumfasst (und umgekehrt).

An dieser Stelle sei nur angedeutet, dass Böhnischs Lesart der Netzwerktheorie nicht zwingend und noch nicht einmal vorherrschend ist und dass die von ihm behaupteten Grenzen des Netzwerkkonstrukts nicht unbedingt zutreffen müssen. Dies wird insbesondere deutlich, wenn beispielsweise der folgende Abschnitt über ein Modell der Sozialarbeit mit sozial Benachteiligten und von kritischen Lebensereignissen Betroffenen mit jenen Begriffen reformuliert würde, wie sie im Kontext der Funktionen und Wirkungen sozialer Unterstützung in einem späteren Abschnitt der Arbeit entfaltet werden. Jede hier ansetzende Sozialarbeit könne die Aktivierung „aus dem Milieu heraus“ auf der Basis der milieupädagogischen Programmatik der „offenen Milieubildung“ nur über die Netzwerkorientierung organisieren:

Milieubezogene Arbeit ist für Böhnisch erst einmal „Ermöglichung und Sicherung einer sozial-emotionalen – Vertrauen, Selbstverständlichkeit, Sicherheit, Normalität gewährleistenden – ‚Alltagsbasis‘. Der Netzwerkbezug strukturiert diese Alltagsbasis in Richtung Aufschließung und Aktivität der eigenen und gegenseitigen Möglichkeiten als Ressourcen und Suche nach ‚Anschlüssen‘ über die Milieugrenzen hinaus. So gesehen ist das Milieu- und Netzwerkkonzept eng mit dem Bewältigungs-/Normalisierungskonzept verwoben“ (Böhnisch 1995: 233). Die Denkfigur hebt also auf Milieus als den sozial-emotionalen Schutz- und Produktionsräumen ab, von denen über Netzwerke soziale und kulturelle Aktivitäten ausgehen, die wiederum ihren sozial-emotionalen „Kitt“ über den Milieubezug erhalten, ebenso aber auch wie der zurückwirken nach Art eines Kumulationsprozesses, im Sinne wachsenden kulturellen Kapitals im Milieukontext. Und damit verändern sich wiederum jene Ressourcen nachhaltig, die in der „individualisierten Gesellschaft für die (...) personale und soziale ‚Inszenierung‘ von selbständiger Lebensbewältigung und Lebensführung gebraucht“ (Böhnisch 1995: 233) werden.

Konzepte der Alltagsorientierung nehmen im gerontologischen Kontext im Kontext von Selbstständigkeit, Alltagsgestaltung, -kompetenz und -erleben in Theorie und Empirie einen wichtigen Platz ein. Dies gilt ebenso mit Bezug auf instrumentelle wie auf kommunikative und soziale Aktivitäten. Dazu trägt nicht zuletzt die Orientierung an den ADL- (Activities of Daily Living) und IADL-Skalen bei. Wahl und Kruse (1999) stellen in einem Übersichtsartikel die entsprechende gerontologische (insbesondere gerontopsychologische) Forschung dar. Sie gehen davon aus, dass „vor dem Hintergrund einer allgemeinen Konzeption von Altern, die auch alten Menschen eine ‚kompetente‘, ‚proaktive‘ oder ‚erfolgreiche‘ Gestaltung ihres Lebens zutraut, (...) der aufgaben-

bezogenen Gestaltung des Alltags im Alter ebenso große Bedeutung zu (kommt; d. Verf.) wie dem Umgang mit alterstypischen Belastungen und Grenzsituationen“ (Wahl/Kruse 1999: 457). Erneut kommt es in diesem Zusammenhang zu einer häufigen Beziehung unterschiedlicher Bewältigungs- und Copingkonzepte.

Fast alle größeren Altersstudien, die in den letzten Jahren in Deutschland oder unter deutscher Beteiligung entstanden sind, befassen sich wesentlich mit der Gestaltung des Alltagslebens unter je starker Berücksichtigung netzwerkorientierter Möglichkeiten und Begrenzungen. So wurden beispielsweise im Rahmen der „Berliner Altersstudie“ (BASE) Ergebnisse zur Alltagsgestaltung vorgelegt (vgl. z.B. Baltes u.a. 1996). Insbesondere M. Baltes u.a. haben in ihren Arbeiten empirisch gestützte Dimensionierungen der Alltagskompetenz konzipiert. Dabei spielt das Konzept der Ressourcen und hier der sozialen netzwerk- und unterstützungsbezogenen Ressourcen eine wichtige Rolle. Diese Ressourcen stützen erfolgreicheres Altern in allen drei Dimensionen der Selektion, der Optimierung und der Kompensation (vgl. Baltes/Lang 1997).⁷ Die Berliner Altersstudie und die „Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters“ (ILSE) bieten Hinweise sowohl zur Beschreibung als auch zur Erklärung von Alltagskompetenz im Alter (vgl. z.B. Rudinger/Rietz/Schiffhorst 1997).

Ein weiterer wichtiger Bereich besteht in der Frage nach besonderen Belastungen im Alltag alter Menschen und nach entsprechenden Reaktions- und Bewältigungsformen. Dazu kann insbesondere die „Bonner Gerontologische Längsschnittstudie“ (BOGSLA, vgl. Thomae 1987; 1996) herangezogen werden. Eine besonders hohe Belastung des Alltags tritt mit dem Eintritteiner Hilfe- und Pflegebedürftigkeit auf, die auch im Sinne einer massiven Bedrohung von Selbständigkeit, Alltagskompetenz und einer sinnvollen Gestaltung der Alltagszeit verstanden werden kann. Dazu lassen sich eine Reihe von Ergebnissen aus der Studie „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung“ im Alter (MUGSLA; vgl. z.B. Olbrich 1995; Kruse/Schmitt 1995) anführen. Eine ganze Reihe von Untersuchungen beschäftigt sich mit der alltäglichen Lebensführung im Kontext und in Abhängigkeit von räumlich-sozialen-technischen Umwelten, wobei zwar sehr unterschiedliche Umwelt- als auch Alltagsbegriffe miteinander relationiert werden, insgesamt aber bei allen Differenzierungsehrhäufige eine hohe Kontextabhängigkeit der Alltagskompetenz gefunden wird.

2. Subjektbegriff im Kontext von Bewältigung

Die genannten Konzepte bauen sämtlich auch auf Vorstellungen von handlungsfähigen Subjekten auf, deren Subjektivität und Identität sich in der Interaktion mit der Umwelt herstellt - und hier insbesondere in der Kommunikation mit lebensweltlich oder auch professionell-beruflich han-

⁷ Diesen Dimensionen liegt das Modell der selektiven Optimierung mit Kompensation (SOC: model of selective optimization with compensation) zugrunde. „In the context of aging, selection is defined as actively or passively reducing the number of goals and domains in order to free and conserve energy and motivation for more important goals or to select new goals in the service of new developmental tasks (e.g., awareness of one's own finitude); compensation is defined as searching for and using alternative means to reach a goal once old means are lost or blocked. Optimization is defined as thereoreachagoalandtoexcelinselecteddomains, thereby maximizing the quantity and quality of one's life“ (Baltes/Lang 1997: 439).

delnden Menschen (vgl. z.B. mit Bezug auf Merleau-Ponty Schachtner 1996: 201f.). Auch die neueren Lebensbewältigungskonzepte⁸ zielen letztlich auf das Streben nach subjektiver Handlungsfähigkeit nicht nur in sozialer und tendenziell unbelasteter Alltäglichkeit, sondern ganz wesentlich im Kontext von Belastung, also auch in biografischen Integrations- und Integritätskrisen, in kritischen Lebenssituationen, in denen das psychosoziale Gleichgewicht gefährdet ist. Lebenskonstellationen werden von den Subjekten dann als kritisch erlebt, wenn die bislang verfügbaren personalen und sozialen Ressourcen für die Bewältigung nicht mehr ausreichen. Das in diesen Situationen versuchte Streben nach Handlungsfähigkeit zeigt Gesetzmäßigkeiten, die sich in Anlehnung an neuere Coping-Konzepte herausarbeiten lassen und ist Anschlusspunkt auch sozialpädagogischer Bewältigungskonzepte (vgl. z.B. die oben angedeutete Konzeption von Böhmisch).

Die Netzwerk- und Unterstützungsperspektive verweist im Kontext von Bewältigungshandeln dabei sowohl auf eine intrapersonale als auch auf die interpersonale Perspektive als gewissermaßen zwei Seiten einer Medaille, wie sie sich auch in der coping-Forschung finden (vgl. Nadler 1990: 127). Mit der intrapersonalen Perspektive sind gemeint vielfältige netzwerkbasierte Prozesse der Ausstattung von Individuen mit Bewältigungsressourcen, z.B. im Kontext dessen, was als „learned resourcefulness on coping skills, self-control and adaptive behavior“ (so ein Buchtitel von Rosenbaum 1990) thematisiert wird. In der interpersonalen Perspektive zielt Bewältigung z.B. durch Hilfesuchverhalten auf Unterstützung aus sozialen Netzwerken. Die Netzwerkperspektive scheint es zu ermöglichen, dass beide Aspekte auf seiner Folie begriffen werden können und bietet damit eine wichtige Dynamisierung z.B. mit Blick auf Konzept der erlernten Hilflosigkeit.

Die in ihren Vorläuferarbeiten bis auf die 50er Jahre zurückgehende Copingforschung beginnt systematisch insbesondere mit dem Erscheinen des Buches von Lazarus „Psychological stress and the coping process“ (Lazarus 1966). Die subjektive Seite war zunächst zentriert auf unterschiedliche Bewertungen und Bewältigungsformen als Reaktionen auf vorwiegend äußere Belastungssituationen. Wurden am Anfang vorwiegend zeitlich stabile Bewältigungsstile untersucht, „wandelte sich das Verständnis von Coping über stärker zustandsbezogene (State), interaktionale zu transaktionalen Konzepten, in denen eine kontinuierliche Wechselwirkung zwischen situativen Bedingungen und Bewältigungsversuchen postuliert wird“ (Beutel 1990:3).

Seit geraumer Zeit werden vermehrt kognitive Bewertungsprozesse und Strukturen einzubeziehen versucht, und werden Zusammenhänge zu Prozessen sozialer Unterstützung untersucht. Sehr vereinfacht ausgedrückt wird davon ausgegangen, dass die „Bewältigung von Stress oder Belastung sehr stark von der subjektiven Einschätzung der Bedrohlichkeit und den eigenen Bewältigungsressourcen abhängt, und dass Bewältigung kein Zustand, sondern sich ständig in Einschätzung und Handlung gegenseitig beeinflussender Prozess ist“ (Broda 1990: 13). Mit dieser zentralen Einsicht werden einseitig strukturelle Netzwerkkonzepte infragegestellt durch relationale und interaktionale Konzepte, die darauf abheben, die Qualität von Netzwerken und mithin die

⁸ Für einen Überblick über den Stand der deutschen Diskussion vgl. Tesch-Römer/Salewski/Schwarz (1997).

Potenzen sozialer Unterstützung im Kontext von interaktionalen Prozessen analysieren zu müssen.

Obwohl Problembewältigung und Belastungsregulation über die gesamte Lebensspanne hinweg von besonderer Bedeutung für Gesundheit und Wohlbefinden sind, liegt die Vermutung nahe, dass dieses Thema gerade im höheren und hohen Alter besondere Brisanz erhält, da körperliche Beeinträchtigungen, Verlusterfahrungen und andere „Stressoren“ in diesem Lebensabschnitt sich häufen und somit zu einer Belastungskumulation führen, der vermutlich abnehmende Netzwerkressourcen gegenüberstehen. Eine offene Frage bleibt es an dieser Stelle, inwieweit diese Scheiternproblematik zu bestimmten Teilen durch verändertes Bewältigungsverhalten aufgefangen werden kann – auch dies eine Überlegung, die mehr auf Handlungsmöglichkeiten denn auf statisch begriffene Struktur determinanten verweisen könnte. Dieses veränderte subjektive Bewältigungsverhalten wird in der – in der Gerontologie zentral thematisierten – Spannung stehen zwischen Kontinuität und Variabilität, in ihm werden sich biografisch aufgeschichtete Erfahrungen ebenso niederschlagen wie vielfältige prozessuale Umweltfaktoren. In den Belastungs- Bewältigungsprozessen sind hier zentral soziale Unterstützungen in sozialen Netzwerken hineinverwoben (vgl. Keupp 1991).

Die Handlungskompetenz der älteren Menschen ist für Interventionen in den Feldern Sozialer Altenarbeit, Pflege und Gesundheitsförderung gleichermaßen prominent sowohl als Anknüpfungspunkt wie als Ziel. Einen zentralen Bezugspunkt stellt dabei die Bewältigungskompetenz im Alter dar. Die Befundlage hinsichtlich von Altersunterschieden diesbezüglich ist sehr widersprüchlich (vgl. Philipp/Schmidt 1995: 482f.). Allerdings wurde zur Kompetenz im Alter angemerkt, dieser Begriff verfehle „seinen orientierenden Sinn, wenn er normativ und statisch als ein optimales Fehlen von Einschränkungen, Belastungen und Defiziten in der Alterssituation interpretiert wird. Kompetenzorientierung in der Altenarbeit versucht statt dessen, Kompetenzen der älteren Menschen in einem transaktionalen und kontextbezogenen Sinne zu fördern. Ansetzen kann sie sowohl an der Person als auch an ihrer Umwelt: Die Wechselwirkungen aber müssen konzeptionell einbezogen werden. Kontrolle über das eigene Handeln, Stärkung der Überzeugung eigener Wirksamkeit und die Erarbeitung von effektiven Formen der Auseinandersetzung mit altersbezogenen Anforderungen und Belastungen führen zur Reflexion der faktisch vorhandenen Ressourcen. Alterskompetenz bezieht sich dann vor allem auch auf die Fähigkeit, solche Ressourcen zu erhalten und gegebenenfalls neu zu organisieren. Hier hat Soziale Altenarbeit eine wichtige Stützfunktion“ (Zeman 1998: 315f.).

Damit ist ein zentraler Aspekt der Diskussion über Kompetenz im Alter angesprochen. Die Kompetenzorientierung knüpft zentral an die vielfach abgesehenen Forschungsergebnisse an, dass die negativen Auswirkungen von Kompetenzverlusten und des Nachlasses funktionaler Fähigkeiten durch verfügbare und positiv bewertete soziale Netzwerkressourcen vermindert werden kann (vgl. Rook/Schuster 1996; Baltes 1995). Ein zentraler Aspekt von Kompetenzorientierung besteht in der netzwerkbezogenen Kompetenz, d.h. in der Fähigkeit, zum *Aufbau* tragfähiger Netzwerkstrukturen beizutragen, sie - im Kontext sich verändernder Möglichkeiten und Bedürfnisse - zu *pflügen* und sie - im Sinne eines Unterstützungsnetzwerks - als Ressourcen ggf. aktiv und pflegerisch zugleich zu *nutzen*. Die Überschneidungen zu einem Konzept der Bewältigungskompetenz

liegen damit auf der Hand. Wie in vielen anderen Bereichen der Gerontologie kommt der Frage nach der Variabilität der Alternsprozesse und mithin der Frage nach Möglichkeiten der interven-tionsrischen Stützung oder des Trainings der netzwerkbezogenen Kompetenzen hohe Bedeutung zu. Dies gilt umso mehr, als in vielfältigen Untersuchungen aufgewiesen werden konnte, wie sehr der Umgang mit Beziehungen im gesamten Kontext der Kommunikations- und Interaktionsfähigkeiten schon in frühesten Sozialisationsphasen mitgeprägt wird (vgl. z.B. die knappen Reviewergebnisse bei Schmerl/Nestmann 1990:12ff.).

3. Empowermentkonzept

Das praxisorientierte Konzept des Empowerment impliziert wie die meisten Netzwerk- und Unterstützungskonzepte gleichermaßen eine Ziel- und Prozessorientierung.⁹ Eher aus der Gemeindepsychologie stammend und vielfältig in Sozialarbeit und Sozialpädagogik rezipiert, kann es dennoch im Hinblick auch auf pflegebezogene Bereiche erweitert angewandt werden. Zentrale Schlüsselvorstellungen beziehen sich auf die Gewinnung von Stärke, Energie, Phantasie zur Gestaltung der je eigenen Lebensverhältnisse. Als Interventionsprinzip moderner Sozialer Arbeit soll es sich gemäß seinen Protagonistinnen und Protagonisten quer durch alle Angebote und Hilfen ziehen. Es meint in erster Linie die Befähigung der Klientinnen und Klienten, einen eigenen Beitrag zur Problemlösung erbringen und dafür auch verfügbare soziale Unterstützung vor allem in der sozialräumlichen Nahwelt und im sozialökologischen Bezug aktivieren zu können.

Genau hier besteht die konzeptuelle Nähe zur sozialen Netzwerk- und Unterstützungsperspektive. Einige AutorInnen gehen einen Schritt weiter und schlagen vor, die Ausrichtung sozialer Netzwerkarbeit über den Empowermentbegriff zu qualifizieren. „Netzwerkarbeit wird stets von dem Grundsatz geleitet, (...) dass Veränderungsimpulse nicht vom Professionellen an Stelle des/der KlientIn, sondern nur gemeinsam mit bzw. von ihm/ihr ausgeführt werden. Netzwerkarbeit ist damit genuin Empowerment, d.h. sie beinhaltet den Versuch, Menschen zu befähigen, ihr Leben nach eigenen Zielen in den Griff zu bekommen und zu gestalten und sie dabei nicht als isolierte Einzelwesen zu begreifen.“

Im Sinne des Empowermentgedankens geht es damit also immer auch um eine kollektive Lösung. Dieser Gedanke wird dadurch verstärkt, dass viele die in diesem Sinn Netzwerkarbeit leisten, oft auch zwangsläufig über Einzelfallarbeit hinausgehen und für ´ihre Klientel´ sozialpolitisch aktiv werden“ (Straus/Höfer 1998:82). Auch das Empowermentkonzept versteht sich als mehrdimensionales prozessorientiertes Konzept, das sich auf die drei – nur analytisch zu trennenden aber stets vielfältig miteinander verknüpften – Ebenen des Individuums, der Gruppen- bzw. sozialen Netzwerkbezüge und der Institutionenebene bezieht. Die begrifflichen und konzeptionellen Ähnlichkeiten zum Netzwerk- und Unterstützungsdiskurs - teilweise ganz klare Anleihen - sind dabei überdeutlich.

⁹Vgl. „klassisch“ Berger/Neuhaus (1977); Rappaport (1984; 1985; 1986); Simon (1994), zur jüngeren Diskussion in der Sozialen Arbeit vgl. z.B. Herriger (1997); Bobzien/Stark (1991); Gutierrez (1995); Stark (1993; 1996), als psychologische Vertreter vgl. z.B. Carroll (1994); Prilleltensky (1994).

Während es allerdings viele Beispiele für Netzwerkkonzepte gibt, die mit Bezug auf normative Kriterien wie Verteilungsgerechtigkeit, Emanzipation usw. gewissermaßen „neutral“ daherkommen, sind Empowermentkonzepte grundsätzlich programmatisch aufgeladen, mehr noch: parteilich ausgerichtet auf benachteiligte Subjekte und/oder Gruppen. In der Suche nach Handlungsfähigkeit ist im Empowerment eine spezifische Form der Bewältigungsorientierung angesichts schwieriger Lebenssituationen angelegt, die für die sozialarbeiterische Praxis von Stark (1996: 94ff.) als „gestaltende Bewältigung“ positiv gewendet wurde. Am Mainstream der Netzwerkforschung wird aus der Empowerment-Sicht kritisiert, dass dieser Aspekt zu kurz kommt. „Die strukturellen und unterstützenden Merkmale sozialer Netzwerke sind für Empowermentprozesse von entscheidender Bedeutung, da sie die Infrastruktur, den stabilisierenden Hintergrund für Empowermentprozesse abgeben. Empowermentprozesse beruhen auf dem Prinzip gegenseitiger sozialer Unterstützung und können nur auf dieser Basis leben. Sie gehen jedoch noch einen Schritt weiter, indem sie den aktiven und aktivierenden Aspekt von informellen Netzwerken zusätzlich zur Schutz- oder Pufferfunktion betonen“ (Stark 1996: 102). Aus diesem Blickwinkel ist dann insbesondere die Frage nach den gemeinschaftlichen, kollektiven Gestaltungspotenzialen sozialer Netzwerke von Interesse, die Frage danach, wie soziale Netzwerke in ihrer Binnenstruktur und in ihrem Außenverhältnis gestaltet sein müssen, damit Empowermentprozesse ihrer Mitglieder gefördert werden.

Zugleich wird der Fokus einerseits „nach außen“, andererseits auch auf organisationelle Netzwerke gerichtet. Es geht nicht mehr in erster Linie um die üblicherweise in der Netzwerkforschung identifizierten personenzentrierten Netzwerke, sondern auch um organisierte Netzwerke eines Gemeinwesens (z.B. freie Einrichtungen und Initiativen). „Damit steht nicht eine Person im Zentrum des Beziehungsnetzes, sondern ein gemeinsames Interesse, ein Anlass oder eine Aufgabe. Zusätzlich sind hier nicht nur die Binnenwirkungen sozialer Unterstützung interessant, sondern vor allem die außenorientierten Aktivitäten der informellen Hilfenetze“ (Stark 1996: 103). In dieser Perspektive konvergiert ein bestimmter Ansatz von Netzwerkintervention mit Programmen zur Initiierung von Empowermentprozessen. „Netzwerkarbeit ist auch stets Gemeinwesenarbeit, weil viele ihrer Verfahren an einem konkreten Gemeinwesen, d.h. im unmittelbaren Lebensumfeld der KlientInnen ansetzen. Entweder entsteht somit eine fallübergreifende Einmischungsstrategie in lokale Strukturen oder/und die Klientel wird ermutigt, sich lokal zu engagieren. Alle diese Ansätze beinhalten vielfache Bezüge zu moderner Gemeinwesenarbeit“ (Straus/Höfer 1998: 82).

Mit Bezug auf Pflege wird das Empowermentkonzept ebenso rezipiert. Hier betont es die Möglichkeit und die Bedeutung von Prävention, Rehabilitation und Gesundheitsförderung. „Auch Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen (und ihre Netzwerkpartnerinnen und -partner; d. Verf.) können (...) Expert(inn)en ihrer Situation sein. An der Empowermentperspektive orientierte Pflege konstituiert sich als Gegenkonzept zu einer Pflege, die Patient(inn)en zum Objekt medizinisch-pflegerischer Maßnahmen macht, wozu die Funktionspflege aufgrund ihrer Beschränkung auf bestimmte Leistungen tendiert“ (Schachtner 1996: 201). Es scheinen korrespondierend zu den Ansätzen der Lebenswelt- und Alltagsorientierung einige zentrale Aspekte hervor: Die Unversehrtheit autonomer Selbstbestimmung in lebensweltlichen Belangen, die Kritik an vermachtenden, nicht-koproduzierenden, nicht-partizipativen ExpertInnenkulturen, die Ableh-

nung einer Sichtweise, die belastete Subjekte zu Symptomträgerinnen und -trägern macht und letztlich der Rekurs auf so etwas wie Ganzheitlichkeit in der Lebens- und Bewältigungspraxis.

Empowermentorientierte Interventionsansätze verstehen sich gewissermaßen als katalytische Arbeit auf allen drei o.g. Ebenen (vgl. z.B. Herriger 1997: 85ff.). Dies gilt für soziale Altenarbeit ebenso wie für Gemeinwesenarbeit oder auch Pflege in unterschiedlichen Settings. Empowermentorientierte Arbeit verfolgt die Absicht, Verbindungen zwischen den Subjekten und den Strukturen, die zwischen ihnen und der Gesellschaft vermitteln - Familie, Nachbarschaft, Kirchengemeinde, Vereine, Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen, kurz: soziale Netzwerke - immer neu zu vermitteln, herzustellen und Austauschprozesse zwischen ihnen einzuleiten. Damit können sich dem Empowermentkonzept zufolge neue, das Subjekt stützende Konfigurationen bilden.¹⁰

In der Regel wird davon ausgegangen, dass Empowerment mehr als nur eine Methode sei, insofern es eine entsprechende professionelle „Haltung“ (vgl. Stark 1996: 113ff.) verlange. Eher stärker noch als in den meisten Ansätzen der netzwerkorientierten Intervention wird davon ausgegangen, dass Empowerment wesentlich indirekte Strategien psychosozialen Handelns impliziert (vgl. Stark 1996: 164). Basal ist dabei in jedem Fall eine Perspektive auf Kooperation mit den KlientInnen und auf in der Interaktion sich entwickelnde Intervention. Dies bezieht sich auf die gesamten Prozessphasen sozialer Interventionen, angefangen von Anamnese- und Assessmentverfahren, die zentral an der Selbstthematisierung der KlientInnen ansetzen. Diese am Eingangsprozess beispielhaft angesprochene Orientierung verweist in sehr grundsätzlicher Perspektive auf eine veränderte Haltung gegenüber den Subjekten, mit denen soziale DienstleisterInnen es zu tun haben. Sie verweist letztlich auf die ganz grundsätzliche Akzeptanz ihres BürgerInnenstatus (vgl. Böhnisch 1997: 272ff.; Keupp 1996).

4. Biografieorientierung

Die Biografieorientierung variiert das auch für soziale Netzwerktheorien zentrale Thema der Kontingenz des Verhaltens von Subjekten und seiner Verankerung in kollektiven Erfahrungsbezügen. Nachdem in den unterschiedlichsten sozialwissenschaftlichen Thematisierungen als mainstream die These immer besser abgesichert ist, dass „Klasse“, „Schicht“ und „Nation“ als selbstverständliche Kollektivierungsgrößen nicht mehr ohne weiteres taugen, dass auf der anderen Seite auch der Rekurs auf „Familie“, „Generationen“ oder „Milieus“ zu enge Festlegungen darstellen, scheint die Netzwerkperspektive erhebliche Potenziale dafür zu bieten, die biografische Relevanz der unterschiedlichsten Sozialerfahrungen aufhellen zu können. Konzepte der Orientierung an Biografien haben insgesamt im Kontext von Bildung, besonders aber im Kontext Sozialer Arbeit einen herausgehobenen Stellenwert. Hintergrund der Überlegungen ist ein Verständnis Sozialer Arbeit „als Hilfe in Entwicklungsaufgaben und -belastungen, wie sie sich in den verschiedenen Phasen des Lebens ergeben können, wie sie mit der Biografie als Ablauf des Lebens verbunden sind“ (Thiersch 2002: 143). Gerade dadurch, dass keine klaren Normalanforderungen formuliert werden können, sondern Fluchtpunkt angemessener Interventionen bestenfalls Formen der Le-

¹⁰Zum Versuch, die Netzwerkperspektive hinsichtlich der Gemeinwesenorientierung, einer integrativen Perspektive und der Empowermentorientierung zu relationieren, vgl. Straus/Höfer (1998).

bensbewältigung werden, geht es um individuell je zu optimierende Passungen von Bedarf und stützender Intervention. „Für die Soziale Arbeit profiliert sich die Bedeutung der autobiografischen Materialien in spezifischen Strukturen ihrer Aufgaben. Sie dramatisiert sich in jenen für die Soziale Arbeit charakteristischen Konstellationen von Belastungen, Überforderungen und Hilflosigkeiten“ (Thiersch 2002: 143).

Diese Gesichtspunkte werden insbesondere in den Konzepten der „Lebensereignisse“, der „Entwicklungsaufgaben“ und „Wachstumskrisen“ und den „Prozessstrukturen des Lebenslaufs“ aufgenommen (vgl. Schulze 2002: 33ff.). Viele der (kritischen) Lebensereignisse sind solche, die sich im Sozialen Netzwerk abspielen, umgekehrt sind sie biografisch zu bewältigen im Kontext von Netzwerkstrukturen und –ressourcen. Viele der mit den Entwicklungsaufgaben angesprochenen kognitiven und sozialmoralischen Ressourcen haben direkt oder indirekt mit sozialen Netzwerken und entsprechender Hilfen und Unterstützungen zu tun, umgekehrt wachsen Individuen im Kontext gut bewältigter Aufgaben Potenziale zu oder führen ungenügend bewältigte Aufgaben zu Lasten und Widerständen im weiteren Leben. Die diesbezüglichen Gefühlshaltungen stehen in einer dynamischen Wechselwirkung mit den Beziehungen zu anderen Menschen.

Müssen sich Menschen in der Gestaltung ihres Lebens und ihrer Beziehungsverhältnisse zu erlassen auf gleichsam objektive Gegebenheiten und Ereignisse, so entscheidet doch ihre individuell-subjektive Haltung entscheidend über die Prozessdynamik der je weiteren Lebensverläufe mit. Fritz Schütze hat die maßgeblichen Haltungen in vier Typen beschrieben. Der Mensch kann seine lebensgeschichtlichen Erlebnisse im Sinne eines „biografischen Handlungsschemas“ auffassen – als gewollt, geplant und angestrebt – oder im Sinne eines „institutionellen Ablaufmusters“ – als vorgegeben, hingenommen und absolviert – oder im Sinne einer „Verlaufskurve“ – als übermächtig, bedrängend und ausgeliefert – oder im Sinne eines „Wandelungsprozesses“ – als überraschend, herausfordernd und befreiend.

Dahinter verbergen sich je sehr unterschiedliche Wahrnehmungen subjektiver Freiheits- und Gestaltungsmöglichkeiten, die allerdings in hohem Maße – im konkreten wie bezüglich ihrer Einschätzung – beeinflusst werden durch soziale Netzwerke. Schon aus diesem Grunde scheint eine netzwerktheoretische Flankierung der Biografieperspektive ebenso vielversprechend wie aus vielerlei Gründen die Netzwerkperspektive in theoretischer Hinsicht von der Biografieforschung und in praktischer Hinsicht von biografieorientierten Arbeitsweisen profitieren kann. Insofern Biografie „immer Auseinandersetzung des Ich mit dem, was es nicht ist“ (Schulze 2002: 38) ist, verweist ihre Erforschung auf eine ähnliche Zwischenstellung in der Dimensionierung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Mikro-, Meso- und Makrotheorien wie die Theorie sozialer Netzwerke. Die Biografieforschung setzt unterhalb der Ebene der meisten soziologischen und sozialisationsbezogenen Untersuchungen an „bei den Besonderungen des soziologischen Allgemeinen, bei den spezifischen Ausformungen der allgemeinen Strukturen, in denen der einzelne Mensch unmittelbar an ihnen beteiligt ist oder von ihnen betroffen wird, an den Orten und in den Bezugsgruppen seiner Lebensgeschichte“ (Schulze 2002: 38).

Das Konzept der Biografieorientierung spielt im Kontext sozialer Gerontologie ebenso wie in jenem des freiwilligen Engagements sowohl bezüglich forschender empirisch und theoretisch orientierter als auch bezüglich interventorischer Praxis eine immer stärkere Rolle (vgl. z.B. Schwep-

pe 1996a; 1998; Zeman/Schmidt 2001: 263). Gerade in den „klassischeren“ Alten *hilfebereichen* ist dies derzeit allerdings eher als zaghafter Anfang denn als sich durchsetzende Tendenz einzuschätzen (vgl. sehr kritisch Frieling-Sonnenberg 1997), mit größerer Nähe zur Alten *bildung* (vgl. z.B. Kade 1994a) dagegen ist Biografisierung – im Verein mit Konzepten der Individualisierung und Pluralisierung – sehr viel häufiger analytischer und konzeptioneller Bezugspunkt.

U.a. diesen Bezugspunkt hat Nittel im Auge, der im Anknüpfen an die Biografie die einzige Möglichkeit sieht, die Anschlussfähigkeit der Erziehungswissenschaft an die Offenheit gegenüber der Altersthematik zu untermauern. „Die Lösung (...) könnte darin bestehen, ´einheimische Begriffe´, wie den des Lebenslaufs oder den des lebenslangen Lernens, zu revitalisieren – oder anders formuliert: biografiethoretische und/oder bildungstheoretische Konstrukte zu nutzen, um altersspezifische Phänomene und Probleme unter Zugrundelegung pädagogischer Erkenntnisinteressen zu reinterpretieren“ (Nittel 1999: 361). In diesem Kontext würden soziale Netzwerke und soziale Unterstützungen unverzichtbar eine prominente Stelle in einer biografieorientierten erziehungswissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Alter einnehmen.

Die unterschiedlichen Netzwerk- und Unterstützungskonzepte setzen nicht unbedingt ein je ausgeprägteres Bewusstsein über das Zusammenwirken der verschiedenen Bereiche einer biografischen Identitätsbildung und -kontinuität voraus. Dies gilt insbesondere für die stärker strukturorientierten Konzepte, die den subjektiven Bedeutungen sozialer Bindungen und „Ressourcenströme“ geringere Aufmerksamkeit schenken. Mit der Biografieorientierung geht in vielen Fällen eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Pluralität von Alterssituationen und die Variabilität von Altersverläufen einher – ein kaum zu überschätzender Bezugspunkt für neuere Impulse für Konzeptentwicklungen aus der Perspektive der Gerontologie und Altenpflege ebenso wie aus derjenigen der Sozialpädagogik und sozialen Altenarbeit. Die biografischen Ansätze reklamieren für sich – gewissermaßen reflexiv angewandt – als Vorteil, dass sie den Blick auf die Frage lenken, ob und wie sozialpädagogische und sozialarbeiterische Interventionen biografische Bedeutung für die Klientinnen haben und in ihre Biografie eingreifen (vgl. Böhnisch 1997: 266).

In der biografischen Perspektive lässt sich auch die Dimension der Sozialisationsgeschichte einfangen, die sowohl für die Bedarfs- wie auch die Ressourcenseite wichtig ist. Hier liegen relevante Wurzeln sowohl für die strukturelle als auch die handlungsbezogene Ausstattung mit Blick auf Netzwerkkompetenzen und –bedarfe, auf Normen und Verhaltensweisen, auf Verhaltenserwartungen usw. Für die Netzwerkbiografie steht dabei häufig die Rekonstruktion familialer Strukturen oder kulturell-kontextueller Strukturen im Zentrum. Ebenso wichtig ist die im Biografiezugang angelegte Perspektive auf gestaltende und aktiv aneignende Subjekte in den längsschnittlich zu betrachtenden lebensweltlichen Strukturen.

Weiter oben wurde bereits eingegangen auf die sozialpädagogische Ausdeutung eines Begriffs der Lebensbewältigung. Lothar Böhnisch schlägt den Begriff der „biografischen Lebensbewältigung“ im Sinne des Strebens nach psychosozialer Handlungsfähigkeit vor (vgl. Böhnisch 1997). Im wesentlichen soll dadurch der Aspekt lebenslang gelernter und erworbener Handlungsmuster als basale Ressource und Grenze von Lebensbewältigung in der Risikogesellschaft prononciert werden. „Bewältigungshandeln orientiert sich nur vordergründig an der Handlungsfähigkeit in der Situation“, denn es ist ja vor allem auch biografisch, aus der eigenen Bewältigungserfahrung im bishe-

rigen Lebensverlauf strukturiert. (...) Allgemein werden psychosoziale Krisen und Brüche so bewältigt, dass die Biografie einigermaßen im Lot bleibt, das bis her Gelebte und Erfahrene nicht einfach abbricht oder radikal entwertet wird. Dieses biografische 'Integritätsproblem' steuert also die Lebensbewältigung" (Böhnisch 1997: 27). Die Biografie wird verstanden als eine Art selbständiger Integrationsinstanz von vielfältig zerstreuten Lebenssequenzen und gewinnt für Böhnisch gerade mit höherem Alter an Gewicht: es wird für ihn „das *biografische Gewordensein* in der individuellen Erfahrung des Lebenslaufs mit zunehmendem Lebensalter zur entscheidenden Bezugsdimension für die Bewältigungsarbeit" (Böhnisch 1997: 31; Herv. im Original).

5. Interventionsgerontologie

Das Konzept einer Interventionsgerontologie ¹¹ basiert auf mittlerweile fast 30 Jahre andauernden Bemühungen, Alternsprozesse nicht mehr nur zu beschreiben, zu erklären und bestenfalls durch Kategorienbildung durchsichtiger zu machen, sondern „zu intervenieren, einzugreifen, Alternsprozesse abzustoppen oder gar rückgängig zu machen, oder - als wesentliche Aufgabe - einen etwaigen Abbau durch Prophylaxe bzw. Prävention zu verhindern" (Lehr 2000: V). ¹² Es wird damit darauf aufmerksam gemacht, dass die noch nicht sehr alte Einsicht, dass Alternsprozesse keineswegs nur endogen bedingt sind, sondern durch vielfache psychologische, soziale, ökonomische und ökologische Faktoren mitbeeinflusst werden, entwicklungsoptimierenden, präventiven und rehabilitativen Interventionen erst den Weg ebnete. Es wird dabei von einer im Prinzip gegebenen und lebenslauf- und situationsabhängigen Entwicklungspotenzialität im Alter ausgegangen (vgl. Kruse 1995a).

Wenn mit Lehr (1979a) das Feld der Interventionsgerontologie als das „Insgesamt der Bemühungen, bei psychophysischem Wohlbefinden ein hohes Lebensalter zu erreichen“ verstanden wird, so werden die Schnittmengen zur analyse- und interventionbezogenen Beschäftigung mit sozialen Netzwerken und sozialer Unterstützung deutlich. ¹³ Der vielfach aufgeladene Begriff Wohlbefinden – ähnlich wie der der „Lebenszufriedenheit“ oder später das Konzept „erfolgreichen Alterns“ (vgl. Baltes/Baltes 1990) – macht dabei gewissermaßen einpassante einige wichtige Aspekte deutlich: Die einzelnen Faktoren lebensweltlicher Befindlichkeiten sind in ihrer Wirksamkeit kaum kausal zu isolieren, denn zum Wohlbefinden von Personen tragen eine Vielzahl von Variablen bei. Wie die angewandte Gerontologie zielt Netzwerkförderung natürlich zentral auch auf Therapie und Rehabilitation bei bereits eingetretenen Kompetenzverlusten im Alter. Aber sie beschränkt sich nicht darauf, sondern sie hat stets eine Perspektive der lebenslangen Entwicklung im Auge. Damit sind Prävention und optimierende Trainings in früheren Lebensaltern ebenso an-

¹¹ Vgl. z.B. früh Lehr (1979); Kaiser (1983); Kruse (1991); aktuell: Wahl/Tesch-Römer (1998); Wahl/Tesch-Römer (2000).

¹² Prävention lässt sich dabei als Unterfall von Intervention behandeln. Es existiert in der Literatur auch die umgekehrte begriffliche Strategie, z.B. im Anschluss an Caplan (1964) jede Intervention als Prävention zu kennzeichnen. Dabei wird je nach der Stelle des Eingreifens zwischen primärer (Risikominimierung, Senkung der Inzidenzrate), sekundärer (Früherkennung, Reduktion der Prävalenzrate) und tertiärer Prävention (Minimierung von Folgeschäden und Rückfallrisiken) unterschieden.

¹³ Vgl. auch den zentralen Stellenwert, den soziale Netzwerke und darauf zielende Interventionen in Grundsatzpublikationen der Interventionsgerontologie einnehmen (vgl. Tesch-Römer/Wahl 2000).

gesprochen wie die Tatsache, dass es vielfach weniger die aufgetretenen Probleme selbst, sondern die Umgangsweisen und Bewältigungsfertigkeiten sind, die bei älteren und alten Menschen der Verbesserung bedürfen.

Auf allen vier genannten Ebenen¹⁴ sind soziale Netzwerke je mehrfache einzubeziehen, als soziale Umwelt, als teilweise durchaus mitbeteiligte Interventionen (Wahl/Tesch-Römer 2000a: 6f.), als Zielpersonen von Interventionsgerontologie usw. Die genannten Konzepte – „Wohlbefinden“, „Lebenszufriedenheit“, „erfolgreiches Altern“ – sind fundamental an subjektive Bewertungen der eigenen Lebenssituation und des Alterungsprozesses gebunden und verweisen auf die vor vielen Jahren von Thomae (1970) vorgelegte „kognitive Theorie des Alterns“. In ihr wurde „Altern“ im wesentlichen in Form der dem Individuum selbst erlebnismäßig präsenten Veränderungsvorgänge konzeptualisiert. Damit rückt die Unterscheidung subjektiver und objektiver Alternsvorgänge in den Blickpunkt (vgl. Philipp/Schmidt 1995: 446ff.).

Untrennbar mit der modernen Interventionsgerontologie verbunden ist ihr Credo des differentiellen Alterns. Die Analyse des Alterns aus sozialhistorischer und sozialökologischer Perspektive geht von der Grundannahme aus, „dass menschliche Entwicklung ein Höchstmaß an Plastizität besitzt und dass die jeweils betrachteten Entwicklungsverläufe auch im Hinblick auf den historischen und ökologischen Kontext, innerhalb dessen sie sich vollziehen, zu relativieren sind (...). Der Begriff Altern meint also differentielles Altern, das sich in Interaktion mit den Veränderungen vollzieht, welche die Lebenssituation der Einzelindividuen auf den einzelnen Ebenen kennzeichnen“ (Filipp 1987: 385). Dieser Begriff des Alterns hebt sich von dem ab, was „normales“ Altern meinen könnte.

6. Systemische, familien- und umweltbezogene Ansätze in der Sozialen Arbeit, Sozialen Therapie und Sozialen Gerontologie

Es existieren systemische Ansätze, die zwar das Familiensystem ins Zentrum stellen, aber teilweise implizit, teilweise explizit auch Netzwerksegmente außerhalb selbst der durch Verwandtschaft relativ weit definierten Familiengrenzen in den Blick nehmen. So sehr solche Dynamisierungen zu begrüßen sind, so deutlich werfen sie die Frage auf, inwiefern sie dann noch – außer z.B. aus didaktischen Gründen in Lehrsettings o.ä. – sinnvoll ist, den Familienbegriff zugrunde zu legen. Systemisch orientierte Ansätze konvergieren vielfach mit netzwerktheoretischen Überlegungen beispielsweise hinsichtlich der Funktionsbestimmungen des (Familien-)Systems, dem Ausgangspunkt von Ressourcen anstatt nur von Problemlagen und Defiziten, der Einsicht in die auch gegebenen negativen Effekte sozialer Netzwerkbeziehungen, der Beschäftigung mit Gleichgewichtseffekten (vgl. La Gaipa 1977), die im netzwerktheoretischen Kontext etwa im Kontext der Reziprozität (vgl. Otto 2003) ebenfalls eine große Rolle spielen u.a.m.

Dabei scheint es seit einiger Zeit eher das Vordringen systemischer Ansätze zu sein, das auch der Netzwerkorientierung erhöhte Aufmerksamkeit zukommen lässt als umgekehrt. „Mit dem Sieges-

¹⁴Vgl. die immer noch instruktiven von Lehr (1979) eingeführten 4 „Säulen“ der Interventionsgerontologie: 1) Therapie und Rehabilitation, 2) Prävention, 3) Optimierung und Anreicherung von Lebensbedingungen, 4) Unterstützung beim Management von Problemsituationen.

zug der systemischen Perspektive in vielen psychosozialen Feldern, mit einem zunehmend auch ökologisch orientierten Denken und auch mit der lebensweltlichen Orientierung in der Jugendhilfe (ist; d. Verf.) das Interesse und die Offenheit für netzwerkbezogenes Wissen auch in der Praxis gestiegen“ (Straus/Höfer 1998: 94). Dies lässt sich beispielsweise an Beratungsansätzen verdeutlichen, die auf einer systemischen Kontextklärung aufbauen. In ihr werden Netzwerkstrukturen z.B. als „Hilfesystem-Kontext“ (Kleve 2002) ebenso beachtet wie Hilfe- und Unterstützungskarrieren sowie eine Reihe von Abklärungsprozessen bezüglich von Ansprüchen, Einschätzungen und Absichteneinbezogen.

Lenz (1996) diskutiert Konzeptionen des Networking im Bereich der Trennungs- und Scheidungsberatung als Ergänzung und Erweiterung bestehender Beratungs- und Therapiekonzepte. Die Aneignung netzwerktheoretischer Perspektiven beispielsweise in Versuchen einer Verbindung familientherapeutischer mit gemeinwesenorientierten Ebenen oder in Verfahren des Psychodrama erklärt sich durch die dem Konzept eigene „intermediäre Qualität“ (Straus/Höfer 1998: 78). Umgekehrt wird bisweilen ausgehend von netzwerk- und supporttheoretischen Ansätzen auf die Fruchtbarkeit der Anwendung systemischer Familientheorien hingewiesen, beispielsweise bezüglich der Verknüpfung der Aspekte personaler Beziehungen und Unterstützungssysteme (vgl. La Gaipa 1990: 130f.).

Die Aneignung systemischer Arbeitsperspektiven auch in der Pflegewissenschaft hat zu in ersten Ansätzen ausgearbeiteten Anwendungsvorschlägen geführt. So steht beispielsweise bei Friedemann 1996 in ihrer „Theorie des systemischen Gleichgewichts in der familien- und umweltbezogenen Pflege“ die Familie von vornherein im Zentrum ihres Interesses, eine operationalisierbare Lesart von Ganzheitlichkeit in der Pflege auszubuchstabieren. Sie verschränkt explizit die individualsbezogene Pflege mit der „Pflege der Familie“ (Friedemann 1996: 53ff.). Ihre Definition von Familie wird von vornherein mit Bezug auf subjektive Bewertungsprozesse modifiziert: „Die Familie ist ein System mit Subsystemen. Innerhalb der Familie schließen sich gewisse Mitglieder zu interpersonellen Subsystemen zusammen, um bestimmte Aufgaben zu lösen. (...) Einzelne Angehörige haben definierte Rollen in der Familie, innerhalb der interpersonellen Subsysteme und auch als Mitglieder von ausgewählten Umweltsystemen. Für die Definition der Familie ist entscheidend, wer als zugehörig bestimmt wird. Damit eine Familie als System wirkt, sind Zusammengehörigkeit und menschlicher Kontakt eine Vorbedingung. Dem entsprechend besteht die Familie einer bestimmten Person aus all jenen Mitmenschen, die diese Person als ihre Familie betrachtet. Das heißt, dass die Familienmitglieder jene Mitmenschen sind, mit denen sich die Person verbunden fühlt und Kontakt pflegt. Sie kümmert sich um sie, freut sich über ihre Anwesenheit, macht sich Sorgen um sie, oder regt sich über ihre Lebensweise auf“ (Friedemann 1996: 31).

Ungewöhnlich ist, dass sie - trotz mehrheitlichem Bezug auf Verwandte - gemäß diesen Kriterien auch Nichtverwandte als Familienmitglieder fasst, „manchmal übernehmen gute Freunde die Funktionen einer Familie“ (Friedemann 1996: 31). Unabhängig vom Verwandtschaftsgrad ergibt sich für Friedemann damit als zentrales Erfordernis auch für Interventionsprozesse die Abklärung der subjektiven Dimensionen: „Die Familienzugehörigkeit (muss; d. Verf.) aus der Perspektive des Betroffenen in der Pflege als erstes geklärt werden. (...) Dabei ist es unerlässlich zu erfahren, nicht

nur wer zur Familie gehört, sondern auch, wie wichtig diese Personen für die Familie sind und welche Rollensie im täglichen Wirkender Familie erfüllen“ (Friedemann 1996:32f.).

Die sozialökologisch orientierten Sichtweisen lenken den Blick auf überindividuelle Merkmale und Bedingungen der Problemgenese und setzen hier auch mit Interventionen an. „Bevorzugt werden Sprachregelungen, die es gestatten, die beteiligten Personen nicht sofort als Produzenten von Problemen zu stigmatisieren. Probleme werden dem Zusammenwirken von sozialen, institutionellen und räumlichen Umweltfaktoren mit den in dieser Umwelt typischen Verhaltensmustern zugeschrieben; es werden z.B. Belastungen durch Forderungen von Institutionen, durch kritische Lebensereignisse und durch einen Mangel an Ressourcen im Umfeld des Klienten als Entstehungsbedingungen von Problemen gewertet (...). Demzufolge zielen die Arbeitsformen darauf, den Klienten zu entlasten, seine Nahumwelt durch den Aufbau kleiner sozialer Netze zu bereichern (...) und die Ressourcen im Umfeld der Klienten dem ermittelten Bedarf anzupassen sowie den Zugang zu diesen Ressourcen zu erleichtern“ (Meinhold 1988: 76). In umgekehrter Weise ließe sich in einer Konzeption umfassender Netzwerkförderung eine der Interventionsebenen mit Bezug auf ökologische Dimensionen konzipieren.

7. Solidarität

Solidarität ist ähnlich wie soziale Netzwerke und soziale Unterstützung und einige der vorgenannten nicht nur analytischen und konzeptionellen, sondern ebenso zeitdiagnostisch, normativ bzw. politisch aufgeladenen Konzepte ein schillernder Begriff. Er wird ebenso häufig gebraucht wie selten definiert, in unserem Zusammenhang insbesondere im Kontext von familialen und gesellschaftlichen Generationenverhältnissen. Eine Ausnahme von den vielfältigen pauschalen und unreflektierten Verwendungen des Solidaritätsbegriffs findet sich mit Bezug auf familiäre Solidarität bei der Forschungsgruppe um Vern L. Bengtson (vgl. z.B. Roberts/Bengtson 1990; Bengtson/Roberts 1991).

Mit dem Solidaritätskonstrukt liegt eine etwas anders gelagerte Theoriekonzeption zur Erklärung von unterstützendem Verhalten vor. Sie bezieht sich auf einen wichtigen, allerdings für entferntere Netzwerksegmente nur bedingt aussagekräftigen Spezialfall: Sie versucht, die soziologischen und psychologischen Komponenten der Hilfeleistung zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern in der Familie zu erfassen. Im Gegensatz zu einer früheren Fassung wird Solidarität dabei nicht mehr eindimensional, sondern auf der Grundlage dreier unabhängiger Dimensionen zu erfassen versucht: mit je einzelnen Fragebogenskalen wird die Übereinstimmung der Generationen (Consensus), die Kontakthäufigkeit (Association) und die emotionale Qualität der Beziehung (Affection) erhoben. Die damit dreidimensional beschriebene Solidarität wird durch zwei Faktoren direkt (experiences not shared across generations: Erfahrungen, die zwischen den Generationen nicht geteilt werden sowie residential propinquity, räumliche Nähe zwischen Eltern und Kindern) und durch zwei weitere Faktoren vermittelt über das Hilfeverhalten (helping behaviour) beein-

flusst (filial responsibility: filiale Verantwortlichkeit; dependency needs: Unterstützungsbedürfnisse der Eltern).¹⁵

Szydlik (2000) unterscheidet ebenfalls mit Blick auf die Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern zwischen funktionaler (Geben und Nehmen von Geld, Zeit und Raum), affektiver (Gefühle der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit) und assoziativer Solidarität (gemeinsame Aktivitäten). Er lehnt sich damit an eine Unterscheidung der o.g. Forschergruppe an, wie sie beispielsweise von Bengtson/Roberts (1991) publiziert wurde, bei diesen freilich noch ergänzt um strukturelle, normative und konsensuelle Solidarität. Der ursprüngliche Ansatz bietet Anlass zu einer Reihe kritischer Nachfragen. Mit ihm wird zwar eine Möglichkeit eröffnet, dem Phänomen in seiner Vielschichtigkeit Rechnung zu tragen, kritisch wurde allerdings eingewandt, dass insbesondere die sogenannten „structural“, „normative“ und „consensual solidarities“ (...) begrifflich missverständlich seien und (...) auf ebenen viel zu breiten, fast möchte man sagen: beliebigen Solidaritätsbegriff“ (Szydlik 2000: 36) rekurrieren. Hier würden teilweise strukturelle Merkmale zu rasch im Sinne einer empirischen Dimension von Solidarität und teilweise als Handlungsdimensionen verstanden, anstatt als Möglichkeitsbedingungen im Sinne einer Potenzialdimension.

Diese Kritik zielt u.a. auf die Kategorie „structural solidarity“, zu deren Indikatoren etwa die Wohnentfernung oder die quantitativen Strukturmomente familialer Generationennetze etwa in Gestalt gemeinsamer Lebenszeit der Familiengenerationen gerechnet werden. Die Kategorie „normative solidarity“ hebt darauf ab, inwiefern sich Familienmitglieder zur privaten Solidarität verpflichtet fühlen. In dem Maße, in dem diese Kategorie jedoch nicht auf einzelne Enkel, Kinder, Eltern oder Großeltern Bezug nimmt, muss gefragt werden, ob solche generelle Einstellungen zur Familie zwangsläufig mit tatsächlichen Handlungen übereinstimmen – auch hier also ein kritischer Einwand, der darauf hinausläuft, die „strength of commitment to performance of familial roles and to meeting familial obligations“ (Bengtson/Roberts 1991: 857) eher als Solidaritätspotenzial aufzufassen. „Consensual solidarity“ schließlich umschreibt Gemeinsamkeiten der Individuen mit Blick auf Einstellungen, Meinungen, Anschauungen – etwa hinsichtlich politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Phänomene. Diese Kategorie hebt ab auf die Kongruenz bei Wertmustern, Präferenzen und Lebensorientierungen und -stilen, wobei auch hier der Zusam-

¹⁵Es werden in dieser zunächst in den 70er Jahren entwickelt, „Theorie der intergenerationalen Solidarität“ (vgl. Bengtson/Olander/Haddad 1976) später sechs verschiedene Solidaritätsdimensionen unterschieden, die zum Teil miteinander verwoben sind und sich gegenseitig beeinflussen: „associational“, „affectual“, „consensual“, „functional“, „normative“ und „structural“. „1. Family structure: The number, sex, and age of family members across generations, as well as their geographic proximity. 2. Association: The frequency of interaction between individuals and the type or nature of companionate activities shared across generations. 3. Affect: The negative or positive sentiment, the feelings and perceptions of closeness or distance between family members of different generations. 4. Consensus: The degree of similarity or conflict in general values, specific socio-political opinions, and perceptions of agreement. 5. Exchange of power: The balance of resources held by each generation, material or nontangible, often evidenced in the degree of exchange of assistance or support between generations. 6. Norms: Perceptions of what should be done between generations, reflecting parental and filial responsibility“ (Treas/Bengtson 1987: 635).

menhang zwischen allgemeinen Auffassungen einerseits, deren Praktischwerden andererseits nichtüberzeugendklargemacht wird.

Problematisch am Begriff der Solidarität ist seine Assoziation mit einer ausschließlich harmonischen Sicht des Generationenverhältnisses, die im Lichte der Empirie zu einseitig wäre. Kohli/Künemund merkt dazu an: Zwar ist die „Enge der Beziehung von Eltern und Kinder berichten, in der Tat überraschend, aber es gibt eine Minderheit, deren Beziehung stark von Konflikten bestimmt ist oder die ihre Beziehung sogar abgebrochen haben. Und auch enge Beziehungen schließen Konflikte keineswegs aus“ (Kohli/Künemund 2001: 517). Für Lüscher (vgl. z.B. 2000) sind Generationenbeziehungen grundsätzlich ambivalent. Ein Grund dafür läge in der Widersprüchlichkeit der normativen Lage, in denen sich moderne individualisierte Gesellschaften befinden: Nicht nur Solidarität sei ein legitimer Wert, sondern auch Autonomie. Offene Konflikte ergäben sich insbesondere dort, wo eine Wert auf Kosten des anderen überbetont werde, z.B. wenn durch massive und dauerhafte Pflegebedürftigkeit der alten Eltern die Ansprüche an die Solidarität der Kinder überdehnt würden.

Szydlik plädiert gegenüber der vorgestellten für eine solche Definition von Solidarität, die zwei Elemente enthält: einerseits ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und enger Verbundenheit, andererseits spezifisches aufeinander bezogenes Verhalten: Solidarität könne sich damit „ausschließlich über ein nahes Gefühl zu einer bestimmten Person manifestieren, ohne unmittelbar in tatsächliche Handlungen übergehen zu müssen. Umgekehrt kann sich Solidarität ‘lediglich’ über bestimmte Aktivitäten ausdrücken, mit denen letztendlich kein Gefühl enger Verbundenheit zu dieser Person einhergeht. In den meisten Fällen allerdings (...) treten Solidaritätsgefühl und solidarische Handlungen gleichzeitig auf. Sie können darüber hinaus sogar ein Bedingungsgefüge darstellen. Solidarische Handlungen beruhen dann u.a. auf einem emotionalen Verbundenheitsgefühl, und umgekehrt kann solidarische Verhalten zur Herausbildung und Stärkung eines Solidaritätsgefühls beitragen“ (Szydlik 2000: 37). Der subjektiven Solidarität sind Dimensionen der Beziehungsebene stehen auf qualitative wie quantitative Aspekte verweisen die Dimensionen praktischer Handlungen sowie die quantitativ operationalisierbaren Aspekte der strukturellen Gestalt von Solidarität gegenüber.

8. Bürgerschaftliches Engagement

Konzeption und Realität bürgerschaftlichen Engagements mit einem netzwerk- und unterstützungsbezogenen analytischen Instrumentarium zu rekonstruieren, macht in mehrfacher Weise Sinn. Die Aktualisierungszusammenhänge des Engagements können dabei einerseits selbst als soziale Netzwerke betrachtet werden, andererseits als Teil beziehungsweise Partner im Netzwerk von Individuen. Die bürgerschaftlich Engagierten können ebenso Fokuspersonen eigener egozentrierter Netzwerke sein – womit Phänomene der „Helferückwirkung“ (Müller-Kohlenberg 1992), des „Selbstbezuges“ (Jakob 1993) oder des „Prozessnutzens“ (Offe 2002) aufgehellt werden können – als auch spezifische NetzwerkpartnerInnen in den sozialen Netzwerken der Zielpersonen von Hilfeaktivitäten. In beiden Fällen sind die spezifischen Ausformungen von Reziprozität und Gegenseitigkeit, von Handlungs- und Unterstützungs-Möglichkeiten und –Grenzen, von sich über die Zeit verändernden Beziehungsqualitäten usw. mithilfe von Netzwerk- und Unterstützungskon-

zepten in ihrer Dynamik und gegebenenfalls Widersprüchlichkeit angemessener zu verstehen, als dies in vielen Hilfskonzepten möglich ist.

Es lässt sich die These vertreten, dass viele Projekte des Einbezugs bürgerschaftlichen und intermediären Engagements ein ganz bestimmtes Muster sozialer Vernetzung und sozialer Unterstützung transportieren und zu ihm beitragen. Es ist in dynamischer Weise in Bezug zu bringen zu den Konzepten der sozialen Eigenhilfe, Selbsthilfe und des ehrenamtlichen sozialen Engagements (vgl. Otto 1995: 129ff.) - mithin „solchen sozialen Gefügen, welche die Lücke zwischen mikro- und makrosoziologischen Gebilden zu schließen versprechen“ (Röhrle 1994:3), um die je spezifischen strukturellen Merkmale, Entwicklungstendenzen und eigentümlichen Leistungspotenziale (-stärken und -schwächen) fassen zu können.

In einer Reihe von Kontinuums- oder Stufenmodellen sozialpolitischer Bedarfsausgleichssysteme¹⁶ werden diese und ähnliche Dimensionierungen verwandt, um die dualistischen Modelle eines formellen versus informellen¹⁷ und oder professionellen versus laienhaften Bereichs zu überwinden. Allerdings wurde vielfach herausgearbeitet, dass auch die hier zumeist vorgenommene Absetzung unterschiedlicher Handlungsformen oder -logiken den gerade geforderten dynamisch-theoretischen Blick auf die reale Komplexität und Vielgestaltigkeit der sozialen Wirklichkeit nicht einzuholen vermag. Die damit verbundenen schwer überwindlichen theoretischen und begrifflichen Probleme könnte die hier vorgeschlagene theoretische Perspektive bei weiterer Ausarbeitung ebenso klären wie sie eine Verbindung dieser struktural-beziehungsweise funktionsorientierten Betrachtung auf makrosozialer Ebene mit mikrosozialen Fragestellungen ermöglicht. Schließlich lassen sich Projekte und Initiativen der Arbeit mit Älteren - ob in der Selbstwahrnehmung bereits bürgerschaftlich orientiert oder nicht - darauf hin beurteilen, ob die in diesem Feld möglichen Potenziale aktiver, dezidiert netzwerkorientierter „Politik“ sinnvoll genutzt werden.

Zusammenfassend ist nach diesem knappen Durchgang durch benachbarte Diskurse deutlich geworden, dass die vielfältigen Anschlusspunkte zu sehr unterschiedlichen Gegenstands- aber auch in verschiedenen Forschungsbereichen, von denen oben nur einige wenige angedeutet wurden, einen guten Teil der Produktivität der Netzwerk- und Unterstützungsperspektive ausmachen, aber auch ein Dilemma kennzeichnen. So kann in keiner Weise von einer Vereinheitlichung des Gebietes gesprochen werden (vgl. Laireiter/Lettner 1993: 111), was sich insbesondere hinsichtlich von Klärungen und Systematisierungen im konzeptuellen Bereich und mit Blick auf theoretische Fundierungen bemerkbar macht.

Den kurzen Durchgang durch korrespondierende Diskurse zusammenfassend, lässt sich *erstens* festhalten, wie sehr sowohl in praxis- und konzeptionsorientierten Referenzsystemen als auch in

¹⁶Vgl. Litwak (1985; insbes. 24ff.); Bulmer (1987: 17ff.; 72ff.); Olick (1992); Rauschenbach/Müller/Otto (1992).

¹⁷Vgl. z. B. aus soziologischer Sicht die frühe und interessante Kritik am Begriff des informellen Sektors bei Elwert/Evers/Willkens (1983), die - wenn auch mit Blick auf die Herkunft des Begriffes aus der entwicklungslandschaftsbezogenen Soziologie - die Vorstellung eines eigenständigen Sektors kritisieren und stattdessen den Blick insbesondere auf die ergänzende Funktion hinlenken, die komplementär gerade zu nachflankierender Sicherheit im formellen Sektor sucht.

theoretischen und zeitdiagnostischen Debatten letztlich – und dies auch da, wo entsprechende Begrifflichkeiten und Bezugnahmen nicht explizit verdeutlicht werden. Die damit freigelegten entsprechenden Konvergenzen zwischen den unterschiedlichen und teilweise deutlich getrennt voneinander ausgetragenen Diskursen sind – *zweitens* – so deutlich, dass für ihre Abgrenzung jedenfalls unter dem Netzwerk- und unterstützungsbezogenen Gesichtspunkt teilweise nur noch disziplinäre und historische Bedingungsfaktoren zur Erklärung herangezogen werden können.

Die zu Beginn des Abschnittes angekündigten, die unterschiedlichen Diskurse verbindenden Interessen und Argumentationsfiguren finden sich im wesentlichen mit Bezug auf

- den Stellenwert von autonomer Gestaltung von Lebensverhältnissen,
- auf Spielräume und Möglichkeiten der Subjekte im Zusammenwirken mit Anderen auf der Basis von (insbesondere lokalen und familialen) Ressourcen,
- auf eine integrierte Perspektive auf Individuen in ihren personalen und sozial-ökologischen Bezügen,
- auf die gleichermaßen notwendige Berücksichtigung quantitativer wie qualitativer Effekte der Interaktion mit Anderen sowie auf ihre je subjektive Bewertung, die von objektiven Einschätzungen deutlich differieren kann,
- auf die differenzierte Wahrnehmung der hierin gegebenen individuellen und überindividuellen Ressourcen und ihres Zusammenspiels,
- auf je diesbezügliche sowohl subjektiv-individuelle als auch interventorische Handlungsmöglichkeiten,
- auf die Überwindung jener Perspektive einseitiger Abhängigkeit, wie sie in aller Regel *Hilfetheorie* zugrundeliegt¹⁸, aber auch
- auf Notwendigkeiten, die o.g. Ressourcen durch noch genauer zu diskutierende Interventionen und Strukturmaßnahmen zu stützen,
- auf hierin unterschiedlich ausgewiesene Vorstellungen gemischer Wohlfahrtsproduktion im teils arbeitsteiligen, teils gemeinschaftlichen Zusammenwirken formeller und informeller Instanzen.

Literatur

- Baltes, M.M. 1995: Dependency in old Age: Gains and Losses. *Current Directions in Psychological Science*, 4. Jg., S. 14-19
- Baltes, M.M./Lang, F.R. 1997: Everyday Functioning and Successful Aging: The Impact of Resources, in: *Psychology and Aging*, 12. Jg., S. 433-443
- Baltes, M.M./Wilms, H.U. 1995: Alltagskompetenz im Alter, in: Oerter, R./Montada, L. (Hg.): *Entwicklungspsychologie*, Weinheim, 3. Aufl., S. 1127-1136
- Baltes, M.M. u.a. 1996: Alltagskompetenz im Alter: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde, in: Mayer, K.-U./Baltes, M.M. (Hg.): *Die Berliner Altersstudie*, Berlin, S. 525-542
- Baltes, P.B./Baltes, M.M. (Hg.) 1990: *Successful Aging: Perspectives from the Behavioral Sciences*, Cambridge

¹⁸Vgl. z.B. die Definition bei Schwartz/Howard (1982:328): „The helping relationship has been characterized as involving the unilateral dependence of people on others perceived as able to help“.

- Bengtson, V.L./Roberts, R.E.L. 1991: Intergenerational Solidarity in aging Families: An Example of formal Theory Construction, in: *Journal of Marriage and the Family*, 53. Jg., S. 856-870
- Bengtson, V.L./Olander, E.B./Haddad, A.A. 1976: The "Generation Gap" and aging Family Members: towards a conceptual Model, in: Gubrium, J.F. (Hg.): *Time, Roles, and Self in old Age*, New York, S. 237-263
- Berger, P.L./Neuhaus, R.J. 1977: *To empower People. The Role of mediating Structures in Public Policy*, Washington D.C.
- Beutel, M. 1990: Coping und Abwehr – Zur Vereinbarkeit zweier Konzepte, in: Muthny, F.A.: *Krankheitsverarbeitung. Hintergrundtheorien, klinische Erfassung und empirische Ergebnisse*, Berlin, S. 1-12
- Bobzien, M./Stark, W. 1991: Empowerment als Konzept psychosozialer Arbeit und als Förderung von Selbstorganisation, in: Balke, K./Thiel, W. (Hg.): *Jenseits des Helfens. Professionelle unterstützen Selbsthilfegruppen*, Freiburg, S. 169-187
- Böhnisch, L. 1995: *Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*, Weinheim und München
- Böhnisch, L. 1997: *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung*, Weinheim und München
- Brandenburg, H. 1998: *Lebensweltansatz und Pflegewissenschaft in Pflege und Sozialer Altenarbeit*, Regensburg, S. 115-127
- Brandenburg, H./Sowinski, C. 1996: Alltagsaktivitäten - Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Verständnis zwischen Gerontologie und Pflege, in: *Z Gerontol Geriat*, 29. Jg., S. 387-396
- Braun, U./Schmidt, R. (Hg.) 1997: *Entwicklung einer lebensweltlichen Pflegekultur*, Regensburg
- Broda, M. 1990: Anspruch und Wirklichkeit – einige Überlegungen zum transaktionalen Copingmodell der Lazarus-Gruppe, in: Muthny, F.A.: *Krankheitsverarbeitung. Hintergrundtheorien, klinische Erfassung und empirische Ergebnisse*, Berlin, S. 13-23
- Bulmer, M. 1987: *The social Basis of Community Care*, London
- Caplan, G. 1974: *Support Systems and Community mental Health*, New York
- Carroll, M.A. 1994: Empowerment Theory, in: *Canadian Journal of Psychology*, 48. Jg., S. 376-381
- Elwert, G./Evers, H.-D./Wilkins, W. 1983: Die Suchenach Sicherheit: Kombinierte Produktionsformen im sogenannten informellen Sektor, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 12. Jg., S. 281-296
- Engel, F./Nestmann, F. 1995: *Beratung: Lebenswelt, Netzwerk, Institutionen*, in: Krüger, H.-H./Rauschenbach, H. (Hg.): *Entwicklungspsychologische Grundlagen der Erziehungswissenschaft*, Opladen, S. 177-188
- Filipp, S.-H. 1987: Das mittlere und höhere Erwachsenenalter im Fokus entwicklungspsychologischer Forschung, in: Oerter, R./Montada, L. (Hg.): *Entwicklungspsychologie*, Weinheim, S. 375-411
- Filipp, S.-H./Schmidt, K. 1995: *Mittleres und höheres Erwachsenenalter*, in: Oerter, R./Montada, L. (Hg.): *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*, Weinheim, 3. vollst. überarb. und erw. Aufl., S. 439-486
- Friedemann, M.-L. 1996: *Familien- und umweltbezogene Pflege. Die Theorie des systemischen Gleichgewichts*, Bern u.a.
- Frieling-Sonnenberg, W. 1997: Krankheit im pflegebedürftigen Alter, in: *Pflege*, 10. Jg., S. 23-28
- Germain, C.B./Gitterman, A. 1983: *Praktische Sozialarbeit. Das „Life-Model“ der Sozialen Arbeit*, Stuttgart
- Görres, S./Friesacher, H. 1998: *Pflegewissenschaft in Deutschland*, in: *Z Gerontol Geriat*, 31. Jg., S. 157-170
- Gutierrez, L.M. 1995: Understanding the Empowerment process. Does Consciousness make a Difference?, in: *Social Work Research*, 19. Jg., S. 229-237
- Heinemann-Knoch, M./Schönberger, C. 1999: *Pflege in Einrichtungen*, in: Jansen, B. u.a. (Hg.): *Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis*, Weinheim und Basel, S. 629-644
- Herriger, N. 1997: *Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*, Stuttgart u.a.
- Hurrelmann, K. 1991: *Sozialisation und Gesundheit*, München
- Jakob, G. 1993: *Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biographische analytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements*, Opladen
- Jansen, B. 1997: *Lebensweltorientierung und Häuslichkeit*, in: Braun, U./Schmidt, R. (Hg.): *Entwicklung einer lebensweltlichen Pflegekultur*, Regensburg, S. 77-95
- Kade, S. 1994: *Altersbildung. Ziele und Konzepte*, Frankfurt/M.
- Kade, S. 1994a: Individualisierung und Polaritäten im Alter – Folgerungen für Bildungsangebote, in: Kade, S. (Hg.): *Individualisierung und Älter werden*, Bad Heilbrunn
- Kaiser, H.J. 1983: *Intervention im höheren Lebensalter*, in: Oswald, W.D./Fleischmann, U.M. (Hg.): *Gerontopsychologie*, Stuttgart, S. 119-144
- Kaplan, B.M./Cowen, E.L. 1981: *Interpersonal helping Behavior of industrial Foremen*, in: *Journal of Applied Psychology*, 66. Jg., S. 633-638
- Kardorff, E.v. 1999: *Soziale Arbeit und Soziale Dienste im Gesundheitswesen*, in: Chassé, K.A./Wensierski, H.J.v. (Hg.): *Praxisfelder der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*, Weinheim und München, S. 343-359
- Keupp, H. 1991: *Sozialisation durch psychosoziale Praxis*, in: Hurrelmann, K./Ulrich, D. (Hg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*, 4. Neub. Aufl., Weinheim und Basel, S. 467-491
- Keupp, H. 1996: *Empowerment*, in: Kreft, D./Mielenz, I. (Hg.): *Wörterbuch Soziale Arbeit*. Weinheim und Basel

- Kleiner, G. 2001: Ambulante Rehabilitation im Alter. Der Stellenwert psychosozialer Orientierungen, Frankfurt/M.
- Kleve, H. 2002: Systemische Kontextklärung in der sozialen Arbeit. Handreichung zur Klärung des Kontextes in acht praktischen Schritten, in: Sozialmagazin, 27. Jg., S. 16-23
- Koch, U. u. a. (Hg.) 1999: Handbuch der Rehabilitationswissenschaften, Berlin u. a.
- Kohli, M./Künemund, H. 2001: Geben und Nehmen. Die Älteren in Generationenverhältnissen, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 4. Jg., S. 513-528
- Kondratowicz, H.-J. v./Schmitz-Scherzer, R. 1999: Über den Alltag im Alter, in: Jansen, B. u. a. (Hg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis, Weinheim und Basel, S. 490-503
- Kruse, A. 1991: Interventionsgerontologie, in: Oswald, W. D. u. a. (Hg.): Gerontologie, Stuttgart, S. 284-290
- Kruse, A. 1995: Entwicklungspotentialität im Alter. Eine Lebenslauf- und situationsorientierte Sicht psychischer Entwicklung, in: Borscheid, P. (Hg.): Alter und Gesellschaft, Stuttgart, S. 63-86
- Kruse, A./Schmitt, E. 1995: Formen der Selbständigkeit in verschiedenen Altersgruppen: Empirische Analyse und Deskription der Aktivitätsprofile, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 8. Jg., S. 227-236
- LaGaipa, J. J. 1977: Interpersonal Attraction and Social Exchange, in: Duck, S. W. (Hg.): Theory and Practice in Interpersonal Attraction, New York und London, S. 129-164
- LaGaipa, J. J. 1990: The negative Effects of Informal Support Systems, in: Duck, S./Silver, R. C. (Hg.): Personal Relationships and Social Support, London u. a., S. 122-139
- Laireiter, A./Lettner, K. 1993: Belastende Aspekte sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung: Ein Überblick über den Phänomenbereich und die Methodik, in: Laireiter, A. (Hg.): Soziales Netzwerk und soziale Unterstützung. Konzepte, Methoden und Befunde, Bern, S. 101-111
- Lazarus, R. S. 1966: Psychological Stress and the Coping Process, New York
- Lehr, U. 1979a: Gero-Intervention - das Ingesamt der Bemühungen, bei psychophysischem Wohlbefinden ein hohes Lebensalter zu erreichen, in: Lehr, U. (Hg.): Interventionsgerontologie, Darmstadt, S. 1-49
- Lehr, U. 2000: Geleitwort, in: Wahl, H.-W./Tesch-Römer, C. (Hg.): Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen, Stuttgart u. a., V-VIII
- Lenz, A. 1996: Die Methoden des „Networking“ im Rahmen der Trennungs- und Scheidungsberatung, in: Neue Praxis, 26. Jg., S. 301-313
- Litwak, E. 1985: Helping the Elderly. The complementary Role of Informal Networks and formal Systems, New York/London
- Lüscher, K. 2000: Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen - eine allgemeine heuristische Perspektive, in: Kohli/Szydlik (2000)
- Meinhold, M. 1988: Intervention in der Sozialarbeit, in: Hörmann, G./Nestmann, F. (Hg.): Handbuch der psychosozialen Intervention, Opladen, S. 70-80
- Müller-Kohlenberg, H. 1992: Laienhilfe - die bessere Alternative?, in: Müller, S./Rauschenbach, Th. (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif, 2. unv. Aufl., Weinheim und München, S. 185-194
- Nadler, A. 1990: Help-Seeking Behavior as a Coping Resource, in: Rosenbaum, M. (Hg.): Learned Resourcefulness, New York, S. 127-162
- Nittel, D. 1999: Erziehungswissenschaften/Pädagogik, in: Jansen, B. u. a. (Hg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis, Weinheim und Basel, S. 356-369
- Offe, C. 2002: Reproduktionsbedingungen des Sozialvermögens, in: Enquête-Kommission, „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“, Deutscher Bundestag (Hg.): Bürger-schaftliches Engagement und Zivilgesellschaft, Opladen, S. 273-282
- Olbrich, E. 1995: Möglichkeiten und Grenzen der selbständigen Lebensführung im Alter - Einführung und Überblick, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 8. Jg., S. 183-198
- Olk, T. 1992: Zwischen Hausarbeit und Beruf. Ehrenamtliches Engagement in der aktuellen sozialpolitischen Diskussion, in: Müller, S./Rauschenbach, Th. (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif, 2. unv. Aufl., Weinheim und München, S. 19-36
- Otto, U. 1995: Seniorengenossenschaften. Modell für eine neue Wohlfahrtspolitik?, Opladen
- Otto, U. 2003: Der Stellenwert von Reziprozität. Anmerkungen zu Austauschkalkülen in zwischenmenschlicher Hilfe. Internetpublikation: <http://w210.ub.uni-tuebingen.de/dbt/volltexte/2003/689>
- Otto, U./Schweppe, C. 1996: Individualisierungermöglichen - Individualisierung begrenzen, in: Schweppe, C. (Hg.): Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter, Weinheim und München, S. 53-74
- Prilleltensky, J. 1994: Empowerment in Mainstream Psychology. Legitimacy, Obstacles and Possibilities, in: Canadian Journal of Psychology, 48. Jg., S. 358-375
- Rappaport, J. 1985: Ein Plädoyer für die Widerspruchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des 'empowerment' anstelle präventiver Ansätze, in: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 17. Jg., S. 257-278
- Rappaport, J. 1986: Collaborating for Empowerment. Creating the Language of mutual Help, in: Boyte, H./Riessman, F. (Hg.): The new Populism. The Politics of Empowerment, Philadelphia, S. 64-76
- Rappaport, J. u. a. 1984: Studies in Empowerment. Step toward Understanding and Action, New York

- Rauschenbach, T./Müller, S./Otto, U. 1992: Vom öffentlich und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes, in: Müller, S./Rauschenbach, Th. (Hg.): Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif, 2. unv. Aufl., Weinheim und München, S. 223-242
- Roberts, E.L.R./Bengtson, V.L. 1990: Is intergenerational Solidarity an unidimensional Construct? A second Test of a formal Model, in: Journal of Gerontology, 45. Jg., S. 12-30
- Röhrle, B. 1994: Soziale Netzwerke und Soziale Unterstützung, Weinheim
- Rook, K.S./Schuster, T.L. 1996: Compensatory Processes in the Social Networks of older Adults, in: Pierce, G.R./Sarason, B.R./Sarason, I.G. (Hg.): Handbook of Social Support and the Family, New York, S. 219-148
- Rosenbaum, M. 1990 (Hg.): Learned Resourcefulness on Coping Skills, Self-Control and adaptive Behavior, New York
- Rudinger, G./Rietz, C./Schiffhorst, G. 1997: Aspekte der subjektiven und objektiven Lebensqualität: Zufriedenheit und Kompetenz im Rahmen interdisziplinärer Modelle, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 8. Jg., S. 263-272
- Saup, W. 1993: Alter und Umwelt. Eine Einführung in die ökologische Gerontologie, Stuttgart
- Schachtner, C. 1996: Die Ressourcenorientierung in der Pflege. Ein Beitrag zur Zukunft der Pflege in Theorie und Praxis, in: Pflege, 9. Jg., S. 198-206
- Schmerl, C./Nestmann, F. 1990: Das Geschlechterparadox in der Social Support Forschung, in: Schmerl, C./Nestmann, F. (Hg.): Ist Gebense ligger als Nehmen?, Frankfurt/M., S. 7-35
- Schmidt, R. 1997: Krise und Perspektiven Sozialer Arbeit mit älteren Menschen, Regensburg
- Schmidt, R. 2001: Pflege demenzkranker Menschen - eine der größten Herausforderungen, in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 52. Jg., H. 3, S. 96-99
- Schmidt, R./Klie, T. 1998: Neupositionierung Sozialer Arbeit mit alten Menschen?, in: ZGerontol Geriat, 31. Jg., S. 304-312
- Schulze, T. 2002: Biografie Forschung und Allgemeine Erziehungswissenschaft, in: Kraul, M./Marotzki, W. (Hg.): Biografische Arbeit. Perspektivenerziehungswissenschaftlicher Biografie Forschung, Opladen, S. 22-48
- Schwartz, S.H./Howard, J.A. 1982: Helping and Cooperation: a self-based Motivational Model, in: Derlega, V.J./Grzelak, J. (Hg.): Cooperation and Helping Behavior. Theories and Research, New York u.a., S. 327-353
- Schwepe, C. 1996: „Biografie“ als Grundkategorie der Theorie und Praxis sozialer Altenarbeit, in: Schwepe, C.: (Hg.): Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter, Weinheim und München, S. 249-259
- Sickendiek, U./Engel, F./Nestmann, F. 1999: Beratung. Eine Einführung in sozialpädagogische und psychosoziale Beratungsansätze, Weinheim und München
- Simon, B. 1994: The Empowerment Tradition in American Social Work. A history, New York
- Stark, W. 1993: Die Menschen stärken. Empowerment als neue Sicht auf klassische Themen von Sozialpolitik und sozialer Arbeit, in: Blätter der Wohlfahrtspflege, 140. Jg., S. 41-44
- Stark, W. 1996: Empowerment. Neue Handlungsperspektiven in der psychosozialen Praxis, Freiburg
- Straus, F./Höfer, R. 1998: Die Netzwerkperspektive in der Praxis, in: Röhrle, B./Sommer, G./Nestmann, F. (Hg.): Netzwerkintervention. (Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung Bd. 2), Tübingen, S. 77-95
- Szydlík, M. 2000: Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, Opladen
- Tesch-Römer, C./Salewski, C./Schwarz, G. 1997 (Hg.): Psychologie der Bewältigung. Weinheim
- Thiersch, H. 1986: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektive n einer alltagsorientierten Sozialpädagogik, Weinheim und München
- Thiersch, H. 1992: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit . Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim und München
- Thiersch, H. 1995: Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung Sozialer Arbeit, Weinheim und München
- Thiersch, H. 2002: Biografie Forschung und Sozialpädagogik, in: Kraul, M./Marotzki, W. (Hg.): Biografische Arbeit. Perspektivenerziehungswissenschaftlicher Biografie Forschung, Opladen, S. 142-156
- Thomae, H. 1970: Theory of Aging and cognitive Theory of Personality, in: Human Development 131-16
- Thomae, H. 1996: Das Individuum und seine Welt, Göttingen
- Treas, J./Bengtson, V.L. 1987: The Family in Later Years , in: Sussman, M.B./Steinmetz, S.K. (Hg.): Handbook of Marriage and the Family, New York und London, S. 625-650
- Wahl, H.-W. 1988: Alltägliche Aktivitäten bei alten Menschen: Konzeptuelle und methodische Überlegungen, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 1. Jg., S. 75-81
- Wahl, H.-W. 1990a: Auf dem Wege zu einer alltagsbezogenen Gerontopsychologie. Teil I: Konzeptuelle und methodologische Rahmenbedingungen, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 3. Jg., S. 13-23
- Wahl, H.-W. 1990b: Auf dem Wege zu einer alltagsbezogenen Gerontopsychologie. Teil II: Beispielhafte Ansätze aus den Bereichen Kompetenz, Coping, Kontrolle und Attribution, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 3. Jg., S. 191-200

- Wahl, H.-W. 1991: „Daskannichallein!“ Selbständigkeit im Alter: Chancen und Grenzen, Bern
- Wahl, H.-W. 1998: Alltagskompetenz, in: ZGerontolGeriat, 31. Jg., S. 243-249
- Wahl, H.-W./Kruse, A. 1999: Aufgaben, Belastungen und Grenzsituationen im Alter, Gesamtdiskussion, in: ZGerontolGeriat, 32. Jg., S. 456-472
- Wahl, H.-W./Tesch-Römer, C. 1998: Interventionsgerontologie im deutschsprachigen Raum: Eine sozial- und verhaltenswissenschaftliche Bestandsaufnahme, in: ZGerontolGeriat, 31. Jg., S. 76-88
- Wahl, H.-W./Tesch-Römer, C. 2000: Einführende Überlegungen zu einer Angewandten Gerontologie, in: Wahl, H.-W./Tesch-Römer, C. (Hg.): Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen, Stuttgart u. a., S. 3-11
- Wendt, W.R. 1997: Case Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Eine Einführung, Freiburg
- Wirth, L. 1938: Urbanism as a Way of Life, in: American Journal of Sociology, 44. Jg., S. 1-24
- Wissert, M. 1998: Grundfunktionen und fachliche Standards des Unterstützungsmanagements, in: ZGerontolGeriat, 31. Jg., S. 331-338
- Zeman, P. 1998: Soziale Altenarbeit - aktuelle Orientierungen und Strategien, in: ZGerontolGeriat, 31. Jg., S. 313-318
- Zeman, P. 1999: Probleme der Vernetzung von sozialen Diensten und Lebenswelten in häuslichen Pflegearrangements, in: Naegele, G./Schütz, R.M. (Hg.): Soziale Gerontologie und Sozialpolitik für ältere Menschen. Gedenkschrift für Margret Dieck, Opladen, S. 375-387
- Zeman, P./Schmidt, R. 2001: Soziale Altenarbeit - Strukturen und Entwicklungslinien, in: Deutsches Zentrum für Altersfragen (DZA) (Hg.): Expertisen zum Dritten Altenbericht der Bundesregierung, Bd. 3: Lebenslagen, soziale Ressourcen und gesellschaftliche Integration im Alter, Opladen, S. 235-282